



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1910

8 (1910)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.  
Nr. 8.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.  
Uebersahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Beim Beerenpflücken.

Köln a. Rh.  
August 1910.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

**Ave Maria.**

Wenn ich ein Glöcklein wär',  
Schön wollt' ich läuten;  
Das sollte rings umher  
Allen bedeuten:  
„Ave Maria!“

Wär' ich ein Vögelein,  
Laut würd' ich singen,  
Bis in das Herz hinein  
Sollt' es erklingen:  
„Ave Maria!“

Blüht' ich als Blümlein nur  
Stil dir zu Füßen,  
Würd' ich auf grüner Flur,  
Jungfrau, dich grüßen:  
„Ave Maria!“

Blumen voll Duft und Bier,  
Vögel und Glocken,  
Ihr sollt dem Herzen mir  
Freudig entlocken:  
„Ave Maria!“

Jungfrau, die Gott erhob,  
Laß dir gefallen,  
Wenn ich zu deinem Lob  
Lasse erhallen:  
„Ave Maria!“

Ferdinand Heitemeyer.

**Firmung in Citeaux und Clairvaux.**

Der Hochw. P. Werner Hartmann schreibt: „In unserem kleinen Citeaux findet sich nur selten ein Anlaß, etwas für's Vergißmeinnicht zu schreiben; dagegen kam ich den erstmaligen Besuch unseres verehrten Oberhirten, des Hochwürdigsten Bischofes Dr. Heinrich Delalle, O. M. I. nicht mit Stillschweigen übergehen:

Der hohe Besuch war uns von Mariannahill aus angemeldet worden, und alles bestrebte sich, dem hochwürdigsten Herrn, soweit es eben unsere bescheidenen Verhältnisse erlaubten, einen möglichst würdigen Empfang zu bereiten. Besonders groß aber war die Freude unserer 28 Firmlinge, von denen die meisten die hiesige Missionschule besuchten. Der H. S. Bischof sollte am 1. Februar hier eintreffen. Doch mit dem geplanten festlichen Empfang wurde es leider infolge des eintretenden Regenwetters nichts. Nun der gnädige Herr schien an derartige Zwischenfälle längst gewöhnt und nahm mit allem vorlieb, was wir ihm in unserer Lage bieten konnten.

Am nächsten Morgen war Firmung. Die Schulkinder und die von auswärts herbeigeeilten schwarzen Gläubigen holten ihn in Prozession ab und begleiteten ihn von seinem Wohnzimmer zu unserem festlich gezierten Missionskirchlein. Bei der hl. Messe dienten ihm unsere beiden Brüder Alban und Christophorus, während ich ihm assistierte. Hierauf hielt der allverehrte Oberhirte eine kurze, väterliche Ansprache, wobei er die Firmlinge und schwarzen Neubekehrten dringend ermahnte, allezeit ihrem hl. Glauben treu zu bleiben in Wort und Tat. Daran schloß sich der Akt der hl. Firmung; das Ganze verlief in recht würdiger und erbaulicher Weise.

Im Laufe des Nachmittags war sakramentaler Segen. Später stattete der Hochw. Herr auch unserer Schwesterngemeinde einen Besuch ab und kam sodann in die Schule, wobei die Kinder verschiedene heitere Lieder sangen und ein Schulknabe einen Festgruß an ihn richtete.

Am nächsten Morgen, kurz nach der hl. Messe, versammelte sich nochmals alles vor dem Wohnzimmer des Hochwürdigsten Herrn Bischofes. Groß und klein dankte für den ehrenvollen Besuch und empfing sodann den bischöflichen Segen. Hierauf bestieg der Hochw. Herr Bischof ein Pferd und ritt mit mir und Br. Alban zu unserer Nachbarstation Clairvaux. Es ist das ein Weg, den man sonst in 3 1/2 Reitstunden bequem zurücklegt: diesmal aber sollte es anders kommen.“

Doch überlassen wir hier das Wort dem Hochw. P. Superior von Clairvaux, Ildesons Wohlgenannt. Er schreibt: „Am Feste Maria Lichtmess Id. Js. sollte unser Hochwürdigster Herr Bischof hierher kommen. Welch' hohe Freude weckte diese Kunde bei jung und alt, bei schwarz und weiß! War es doch seit der Gründung unserer Missionsstation Clairvaux, also seit etwa 15 Jahren, das erstemal, daß ein katholischer Bischof hierher kam. Eine volle Woche hindurch hatten wir alles aufgeboten, unsere Station möglichst festlich auszuschnücken. Da wurde Grün herbeigeholt, Girlanden und Kränze wurden gewunden und zwei mächtige Triumphbogen aufgerichtet, bis endlich am genannten 2. Februar die ganze Station im schönsten Festschmucke dastand. Man halte es mir zugute, wenn ich meine Missionsstation ein wenig lobe. Clairvaux mit seinen armseligen, dem Einsturze nahen Lehmhütten gilt sonst als das „Bethlehem“ unter den Mariannahiller Stationen, doch heute deckte das schöne Festkleid vieles zu. Anderwärts kommt ihm die herrliche Lage auf einer der vielen Halben des weit in die Lande hineinragenden Spenndhle-Berges sehr zu statten, desgleichen die zahlreichen Gärten und Baumanlagen, die es rings umgeben, und die schönen Straßen, welche dazu führen.

Etwa um 4 Uhr nachmittags waren die letzten Vorarbeiten beendet, und alles wartete auf den Hochwürdigsten Herrn Bischof, der nach unserer Berechnung etwa um 5 Uhr eintreffen mußte. Wie nun alles da steht und schaut und wartet, siehe, da kommt auf einmal ein Bote von Citeaux mit der Diabspost daher: der Umkomaazi-Fluß sei ausge-

treten, das Gefährt des Hochwürdigsten Herrn Bischofs könne unmöglich durch, der Bischof komme daher in Begleitung des Superiors von Citeaux und eines Bruders zu Pferd, und zwar auf einem weiten beschwerlichen Umweg von 10—12 Stunden!...

Welch' eine Enttäuschung! Besonders schmerz- lich berührt fühlten sich die 24 weißgekleideten Mäd- chen und das Frauenvolk überhaupt, das durchwegs den schönsten Festschmuck angelegt hatte und sich nur allzugern in demselben hätte sehen lassen wollen; denn ohne ein bißchen Eitelkeit geht's auch bei den schwarzen Crastöchtern nicht ab.

Mittlerweile kam noch ein zweiter Mis- sionär hier an, es war der hochw. P. Boni- faz Herzog, Superior unserer Missionsstation Loteni, das etwa fünf Reistunden von hier entfernt ist. Er hatte eigens den weiten Weg gemacht, um den Hochwürdigsten Herrn Bischof zu begrüßen.

Nun verging Stunde um Stunde, doch der hohe Herr kam nicht. Schon war es 8 Uhr abends, und noch immer kein Bischof da; doch schlafen gehen wollte niemand. End- lich eine Viertelstunde nach 8 Uhr kam ein Trupp Reiter zum Tore herein geritten und einer von ihnen sagte: „Deo gratias!“ Es war der Hochwürdigste Herr Bischof. Im gleichen Augenblick verkündete ein von unserem Bruder Nikolaus abgefeuerter Salutschuß, daß der Hochw. Herr Bischof gekommen, und weckte damit allgemeinen Jubel auf der gan- zen Missionsstation. Weil jedoch die Zeit schon so weit vorgeückt, und der Hochw. Herr Bischof sehr ermüdet war, fiel der Ge- sang und jede sonstige Empfangsfeierlichkeit weg; umso herzlicher und väterlicher war die Art und Weise, mit welcher der hohe Herr uns alle begrüßte.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 3. Februar, wollte alles den Bischof sehen, denn die wenigsten unserer schwarzen Christen hatten je in ihrem Leben einen katholischen Bischof zu Gesicht bekommen. Endlich erschien der hohe Gast unter seiner Zimmertüre und beschaute sich die Station und deren Leute. Das schwarze Volk aber betrachtete in maß- losem Staunen seinen Bischof von unten bis oben. Das allgemeine Urteil war: „Ha! Inh- kabi in Kosi yakiti! Insizwa ngobo! Neinei!“ („Ha! schön überaus fürwahr ist unser In- losi [Herr]! Und dazu noch so jung!) Und mit diesen Worten verbanden sie die ihnen eigentümlichen Schnalzlaute, die sie besonders kräftig ausstoßen, wenn ihr Herz übervoll von Freude ist.

Um 8 Uhr wollte der Hochwürdigste Herr zele- brieren und nachher den Konfirmanden das hl. Sakra- ment der Firmung spenden. Eine Viertelstunde zuvor stellten sich sämtliche Schulen in Prozession auf (die Sänger und Firmlinge in weißen Kleidern), und erwarteten ihren Oberhirten vor seiner Wohnung. Endlich erschien er in vollem bischöflichem Ornat, mit Mitra und Stab, in Begleitung der drei schon ge- nannten Superioren von Clairvaux, Citeaux und Loteni, welch' letztere in Rochet und Stola erschienen. Die Sänger stimmten vierstimmig den Psalm „Confitebor tibi Domine“ an, und nun bewegte sich die Prozession in schönster Ordnung der festlich ge-

schmückten Kirche zu. Auch unser Schützenmeister, der ehrw. Bruder Nikolaus, ließ sich von Zeit zu Zeit zum Schrecken aller mit seinen Böller- und Salut- schüssen hören.

Nach der bischöflichen Messe richtete der hohe Würdenträger eine schöne, sehr erbauende Ansprache an die 60 Firmlinge und forderte sie auf, die Firm- ungsnade ihr ganzes Leben hindurch treu zu be- wahren, tatkräftige Christen zu werden und zu blei- ben, und sich überall und bei jeder Gelegenheit als tapfere Streiter Christi zu erweisen. Es wären un- gefähr 100 Firmlinge gewesen, allein leider war



Bischof Jolivet im Gespräch mit Abt Amandus im Jahre 1894.  
„Mein lieber Abt, ich wünsche und bete, daß Sie es zu 20 Missionsstationen bringen, jede mit etwa 4 Neben- stationen!“ —  
Ein längst in Erfüllung gegangener Wunsch.

es vielen rein unmöglich, über die hoch angeschwol- lenen Flüsse zu kommen. Nach Spendung der hl. Fir- mung und der Dankagung ging es wieder prozessions- weise unter Sang und Klang, unter Glockengeläute und Salutschüssen dem Zimmer des Bischofes zu.

Im Laufe des Vormittags zeigte der Stations- rektor dem Hochw. Herrn Bischof die Gebäulichkeiten und Gärten der Station. Um 2 Uhr nachmittags war sakramentaler Segen, vorher und nachher wieder Pro- zession. Beim Gange zur Kirche sangen die Sänger diesmal ein herrliches, vierstimmiges „Magnificat“, beim Rückweg das „Ecce Sacerdos magnus.“ Zum Schluß spendete der Hochw. Herr Bischof nochmals allen insgesamt den hl. Segen.

Abends um 7 Uhr erheiterten die Schulkinder

den Hochwürdigsten Herrn durch allerlei lustige Lieder und Spiele, die ihm offenbar überaus gut gefallen. So endete die schöne und freudige Firmungsfeier. Am nächsten Morgen um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr verabschiedete sich der hohe Gast wieder von uns, um zu seinen geistlichen Kindern nach Durban zurückzukehren. Uns allen aber hier in Clairvaux und im ganzen Distrikt von Impendhle wird der Besuch des Hochw. Herrn Bischofes Dr. Heinrich Delalle unvergesslich bleiben.

Darf ich mir wohl erlauben, zum Schlusse noch ein paar Bitten vorzubringen? Gegen Ende dieses Jahres werden wir hier in Clairvaux, so Gott will, mit dem Bau einer geräumigen Kirche beginnen. Für die innere Einrichtung derselben fehlt uns noch fast alles, da die alte Missionskapelle gar ärmlich eingerichtet ist. Vor allem tut uns ein ordentlicher Altar not, denn der jetzige ist nur ein gewöhnlicher Tisch; ferner wären sehr willkommen die 14 Kreuzwegstationen, ein Bild vom hl. Geist und Maria vom guten Räte, welche letztere die Patronin unserer Missionsstation ist. Würde ich nicht allzusehr gegen die Bescheidenheit verstoßen, so würde ich noch beifügen eine Herz Jesu-Statue in der Höhe von 150—160 cm.

Ich bin überzeugt, daß es in unserem Leserkreise noch viele hochherzige Seelen gibt, die uns Gott zu Liebe gerne aus der Not helfen wollen. Zum voraus ein herzliches, tausendfaches „Vergelt's Gott!“

### Unsere neue Missionsstation „St. Augustin“.

Hat Mariannhill schon wieder eine neue Station? Gewiß, und zwar schon seit beinahe einem vollen Jahre. Ganz neu ist die Station allerdings nicht, besteht doch „St. Augustin“ — das ist ihr Name — schon seit einem Jahrzehnt; allein für die Mariannhiller Mission ist sie immerhin eine neue, schätzenswerte Anwerbung. Die Sache kam so:

Der Hochwürdige P. Franz Mayr,<sup>\*)</sup> dessen Name als Missionär in weiten Kreisen einen guten Klang hat, trug sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, sich der Mariannhiller Mission anzuschließen. Mariannhill selbst ging mit Freunden auf sein Ansinnen ein, sollte doch eben die zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Missionsstation Triashill in Rhodesia neu besetzt werden, und dafür war hochw. Pater Mayr mit seinem Sprachtalent und seinen reichen Erfahrungen im Missionsleben wie geschaffen. Während er also im Einverständnisse mit seinem Hochwürdigsten Herrn Bischofe Mitte Juni 1909 nach Rhodesia eilte und daselbst mit gewohnter Energie ein neues Missionsfeld übernahm, ging auf seinen Posten nach St. Augustin zunächst unser Hochw. P. Chryostomus Ruthig, und als dieser schon nach zwei Monaten auf seinen alten Missionsposten Hardeberg in Ostgriqualand zurückkehrte, Schreiber dieser Zeilen, der sich dabei mit der Hoffnung schmickelte, daselbst ein ruhiges, trautes Pläschen für seine Redaktionsarbeiten zu finden.

Anfangs November 1909 wurde die mehrerwähnte Station von den Augustinerinnen, denen

<sup>\*)</sup> Pater Mayr, ein Tiroler von Geburt, entfaltet schon seit 20 Jahren eine recht segensreiche Tätigkeit in der südafrikanischen Mission. Nachdem er anfangs der neunziger Jahre die Missionsstation Mary-Gale in Maritzburg ins Leben gerufen, war er seit etwa 10 Jahren fast ununterbrochen in „St. Augustin“ tätig.

die Farm gehörte — Pater Mayr besorgte zuletzt nur noch die Mission — käuflich erworben. Freitag, den 12. November zogen zwei von unseren Mariannhiller Missionschweftern, denen sich später eine dritte und vierte beigefellte, hier ein; die Augustinerinnen aber kehrten am gleichen Tag in ihr Mutterhaus, das Sanatorium in Maritzburg, zurück. Seitdem gehört „St. Augustin“ zur Mariannhiller Mission.

Wo liegt nun dieses St. Augustin? — Nur eine kleine Wegstunde südwestlich von P. Maritzburg, der rasch aufblühenden Hauptstadt von Natal. Die Lage ist äußerst gesund, denn Kirche und Schule stehen auf einer mäßigen, stets von einer frischen Brise befruchteten Anhöhe, die zudem eine herrliche Aussicht nach allen Himmelsrichtungen gewährt. Nach Osten zu liegt Maritzburg mit seinen schnurgeraden Straßen, seinen vielen Kaufhäusern und schmucken Villen, die alle wie in einem einzigen großen Garten zu liegen scheinen und dahinter erheben sich die steilen Felswände des Table-Mountain. Hügel an Hügel erhebt sich auch nach Süden und Westen zu, teils ausgedehnte Weidegründe, teils Ackerland und Gärten, ringsum die Ansiedlungen englischer Farmer und anderer Kolonisten gelegen. Nach Norden und Nordwest zu aber beherrscht mit all seinen vielen Ausläufern der gewaltige Zwartkop das Land. Seine steilen Abhänge sind mit dichtem afrikanischem Urwald bedeckt, und von den Hügeln und Bergen, die sich nach links und rechts erstrecken, eilen in behendem Lauf zahlreiche Bäche und Wasser dem Umsindusi-River zu, der sich wie ein helles Silberband vom Glandstokop bis zum Umsindusfluß hinzieht.

Und wie steht es mit der Bevölkerung hier? Ist sie ziemlich dicht, wie der Missionär es wünscht? — Gewiß, zählt doch Maritzburg allein über 40 000 Seelen, und Sutherlands, wozu St. Augustin gehört, kann gleichsam als einer seiner Vororte angesehen werden. Die überwiegende Mehrzahl ist allerdings protestantisch, dazu kommt noch eine Menge von Kulis, die in ertaunlicher Anzahl das ganze Umsindusi-Tal von Maritzburg bis Edendal kultivieren. Wohl leben sie meist in elenden Blechhütten, um so schöner dagegen sind die Gärten und Felder, die rings ihre Wohnungen umgeben. Denn der Kuli ist nicht nur ein gewandter Krämer und Kaufmann, sondern auch ein tüchtiger Arbeiter und Gärtner.

Für den Verkehr aber sorgt ein förmliches Netz von Bahnen. Die eine Linie kommt von der Hafenstadt Durban und geht über Maritzburg und Ladysmith nach Johannesburg und seinen Goldfeldern. Tag und Nacht pusten und keuchen die schwer beladenen Waggon's die steilen Anhöhen des Zwartkop-Berges hinauf; 60—70 Züge gehen da jeden Tag auf und ab, und mancher derselben ist mit zwei Lokomotiven bespannt. Nur am Sonntag tritt wohlthuende Ruhe ein, zumal unter Tags; denn die englische Nation hält den Sonntag streng. Eine Zweiglinie geht nordöstlich von Maritzburg nach Greytown ab, während die Natal-Cape-Linie, an der auch „St. Augustin“ gelegen ist, Maritzburg mit Riverside, und so Natal mit Ostgriqualand verbindet. Will ich irgendwohin mit der Bahn fahren, so habe ich drei bequeme Einsteigstellen; die eine ist 10 Minuten, die zweite 15 und die dritte 20 von unserer Mi-

stionsstation entfernt, ein Vorteil, den man in Afrika doppelt schätzt.

Und St. Augustin selbst? Ist es groß und bietet es Aussicht für eine segensreiche Mission? — Als Farm ist es von geringerer Bedeutung, es zählt bloß etliche 40 Acres! und diese sind nur zur Hälfte für Garten- und Ackerland geeignet, der Rest ist mit Wattle-Bäumen bepflanzt. Auch die Bauten sind meist recht einfach und primitiv. Selbst das Missionskirchlein ist nur aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt und mit Wellblech gedeckt. Dem ärmlichen Bau entspricht die innere Ausstattung. Das gotische Altärchen aber ist hübsch, und die Statuen des hl. Augustinus, des Patrons der Mission, und der hl. Monika gereichen ihm zu besonderem Schmucke. An die Kirche ist die Schule mit einem sogen. Schlepptdach angebaut, während sie nach den übrigen drei

es, wie gesagt, hoch und lustig gelegen und gewährt nach allen Himmelsgegenden hin eine weite, prächtige Aussicht. Ein besonderer Vorteil ist auch, daß es trotz seiner hohen Lage genügend Wasser hat. Letzteres wird durch eine gut arbeitende Windmühle vom nahen Umjindusi-River auf den etwa 80 Fuß hohen Hügel hinaufgepumpt.

Die Schülerzahl beträgt durchschnittlich 65 bis 70, ist jedoch Schwankungen unterworfen. Die Kinder haben zum Teil weite Wege zur Schule zu machen, oder werden durch schlechtes Wetter, durch Feldarbeit oder sonstwie vom regelmäßigen Schulbesuch abgehalten. Manche bleiben wohl auch ohne hinreichenden Grund aus, denn Schulzwang ist hierzulande etwas Unbekanntes. Auf der Station selbst haben wir gegenwärtig 35 Boarding- oder Kostschüler, darunter 24 Mädchen. Weil die Farm



Kirche und Schwesternhaus in St. Augustin.

Seiten hin nach Art einer geschlossenen Veranda von der Schwesternwohnung umgeben ist. Das hält das Kirchlein im Sommer kühl und im Winter warm und schafft für die sonntäglichen Kirchenbesucher den nötigen Raum, wenn die großen Flügeltüren zwischen Kirche und Schule geöffnet werden und so die Schule gleichfalls zur Kirche wird.

Noch ärmlischer als Kirche und Schule sind die Wohnungen der Kostschüler; zumal die der Knaben ist eine höchst primitive Blechhütte, im Sommer ebenso heiß, wie im Winter kalt. Das einzige solide und bequem eingerichtete Gebäude der Station ist die Wohnung des Missionärs. Es wurde unter der Leitung des Pater Mahr aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, hat drei Kühle, gut ventilierte Räume, ist unterkellert und von drei Seiten mit einer Veranda umgeben.

Im großen und ganzen repräsentiert sich „St. Augustin“ mit seinem von einem Türmchen überragten Kirchlein, und den hübschen Garten- und Baumanlagen, die es rings umgeben, recht gut. Dazu ist

Nein ist, und deshalb nicht die Mittel für eine große Kostschule aufbringen kann, nehmen wir grundsätzlich nur solche Kinder dauernd auf, deren Eltern weit von hier entfernt wohnen, oder wenn es uns sonstige triftige Gründe ratsam erscheinen lassen.

Das Matrikelbuch weist zur Stunde 330 Tausen auf; die Totenliste 152 Sterbefälle. Die Zahl der schwarzen Christen und Katechumenen, die zum sonntäglichen Gottesdienst hierher zu kommen pflegen, schwankt zwischen 150 und 200. Einige davon wohnen in nächster Nähe — 16 Familien sind auf unserer eigenen Farm, — die meisten aber haben einen weiten Kirchenweg zu machen, manche zwei, ja drei Stunden. Dazu kommt noch die Außenstation „Majunze“, die volle 7 Wegstunden von „St. Augustin“ entfernt liegt. An einen regelmäßigen Kirchenbesuch ist da allerdings nicht zu denken. Die Leute von Majunze — man zählt daselbst etwa 50 erwachsene Katholiken — kommen nur ausnahmsweise, wie zum Empfange der hl. Sakramente, oder an

hohen Festtagen, Weihnachten und Ostern z. B., nach St. Augustin; sonst begnügen sie sich mit einem Privatgottesdienst. Unser Katechet (zurzeit Bruder John) erteilt in Majunje alle 14 Tage katechetischen Unterricht, und etwa alle vier oder sechs Wochen liest ein Priester dort die hl. Messe und spendet die hl. Sakramente. Entweder gehe ich selbst, oder der Hochw. Pater Jenn, O. M. J., der uns in selbstloser Weise auch im Beichtstuhl fleißig Aushilfe leistet.

Die Natal-Cape-Linie ermöglicht es uns, an einem Tage hin- und herzukommen. Bis Taylors, 21 englische Meilen von St. Augustin entfernt, benutzen wir die Bahn. Bis gegen 10 Uhr sind wir dort, dann geht es noch Dreiviertelstunden zu Fuß. Als Kapelle dient ein gewöhnlicher Kraal; doch wird er vor der Feier der hl. Messe jedesmal fein sauber

Teile der hl. Messe darin eithalten, allein durch das ganze Buch zerstreut; die Oratio stand da, die Lectio und das Evangelium dort, und ein Messformular verwies auf das andere. Zu allem Unglück fehlte auch noch das Messpult; ich mußte das Graduale so wie es war, auf den niederen Tisch legen und mich jedesmal tief darüber beugen, wenn ich daraus lesen wollte, was mich namentlich dann in Verlegenheit brachte, wenn ich den Rubriken gemäß in der Mitte des Altars zu stehen und verschiedene Zeremonien auszuführen hatte. Aber es ging doch, nur frage mich keiner der gestrengen Herrn Rubriken nach dem „Wie?“

Selbstverständlich hatte ich, als ich nach Hause kam, nichts Eiligeres zu tun, als sofort nach Mariamhill zu schreiben und von dort ein Missale nebst Messpult, Kanontafeln und Messkännchen zu



Schulkinder mit P. Dominikus und Br. Johannes.

gelehrt und der Boden mit einigen Strohmatten bedeckt. Sind die etwaigen Pönitenten absolviert, was in der Regel ein kleines Stündchen in Anspruch nimmt, so beginnt, kurz vor Mittag, die hl. Messe. Es bedarf jedoch schon einer gewissen „Schulung“, um dabei zurecht zu kommen. Ich weiß noch gut, wie ratlos ich das erstmal da stand:

Von einem Ministranten war natürlich keine Rede; der Altar war ein gewöhnlicher, auffallend niedriger Tisch, der Altarstein nicht in eine Vertiefung eingesenkt, sondern nur lose aufgelegt und so klein, daß nur mit Mühe Kelch und Hostie Platz darauf hatten, als Kanontafeln hatte ich unaufgeklebte Blätter, die Messkännchen fehlten ganz, und die Albe reichte mir kaum über die Kniee. Doch in all das hätte ich mich schon hineingefunden; was ich aber sehr vermisse, war ein Missale (Messbuch); ich fand statt dessen ein bloßes Graduale in 12° Format mit kleinem, in dem finsternen Kraal fast unlesbarem Drucke. Wohl waren die einzelnen

bestellen. Das zweitemal ging dann schon alles viel besser von statten. Was mir übrigens für den genannten Mangel reichlichen Ersatz bot, war die schöne Haltung der Gläubigen. Sie knieten so außerordentlich da, sangen, — was ich gar nicht erwartet hatte — frische, kräftige Lieder, und wandten kein Auge vom zelebrierenden Priester ab; auch gingen etwa 12—13 Personen zur hl. Kommunion, und nach der hl. Messe blieben sie noch lange da, um eine würdige Dankagung zu machen. Die guten Leute verdienen fürwahr eine eigene Schule und Kirche mit regelmäßigem Gottesdienst, doch daran ist bei unserem gegenwärtigen Mangel an Katecheten und Missionspriestern leider noch gar nicht zu denken.

Was sonst noch aus „St. Augustin“ alles werden soll, überlasse ich getroßt der göttlichen Vorsehung. Der menschlichen Pläne und Absichten gibt es viele und mannigfache; doch darüber vielleicht ein anderesmal. Für heute begnüge ich mich mit

der Bitte an unsere verehrten Gönner und Wohltäter, sie möchten dieser jüngsten Mariannhiller Missionsstation dasselbe gütige Wohlwollen entgegen bringen, wie den übrigen.

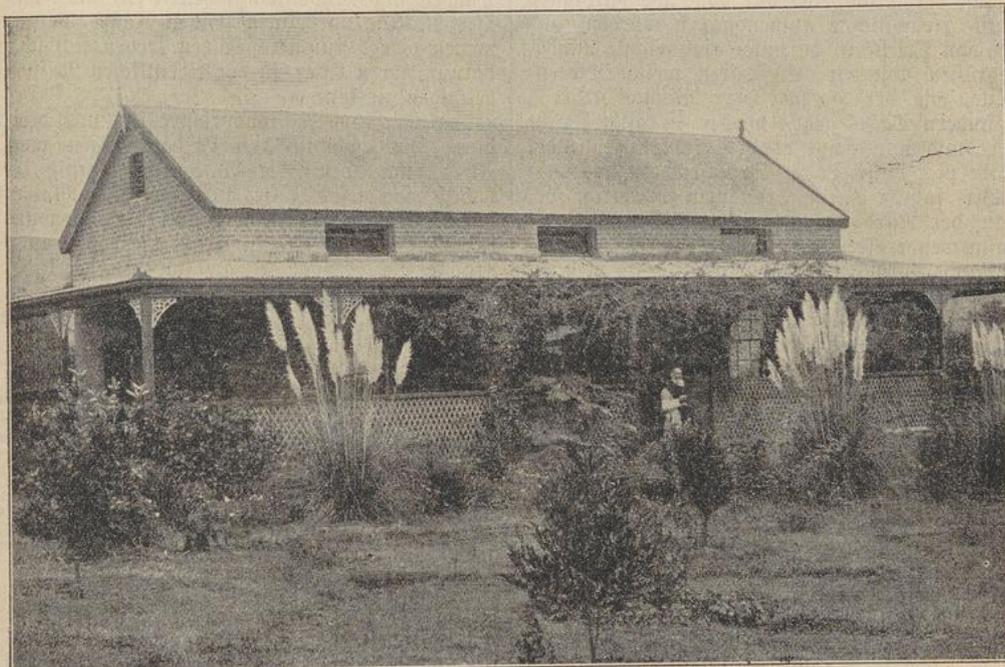
### Nach Triashill.

Vom Hochw. P. Abalbero Fleischer, R. M. M.

Jährlings hat mich der Ruf des Obern aus dem trauten Klosterfrieden herausgerissen und mich wiederum hineingeworfen in den Trubel des menschlichen Lebens, — doch gottlob nur für etwa acht Tage. Denn während ich dieses schreibe, befinde ich mich schon wieder in stiller Abgeschlossenheit auf unserer Missionsstation Triashill, über tausend englische Meilen vom lieben Mutterkloster Mariann-

hiller, — dem war keineswegs so. Im Gegenteil, gerade jetzt fühlte ich mehr wie sonst, wie sehr mir Mariannhill ans Herz gewachsen war.

Von Pinetown an ging es in Begleitung des Bruders Rivard, des Mariannhiller Bautechnikers, der auch in Triashill verschiedenes zu besorgen hatte, — denn bis zur Stunde gibt es bloß provisorische Gebäude daselbst — mit dem Korridorzug (D-Zug) in die Nacht hinein. Wir fuhren durch ganz Natal durch, kamen an Mariburg, der Residenz des Hochw. Herrn Bischofs vorbei, an Ladysmith, dem berühmten Kampfplatz im Burenkrieg, an Glandslaagte, dem Majubas Hill usw. Um 10 Uhr wurden im Koupee die Rückwandpolster emporgehoben und in wagerechter Lage befestigt, sodaß mit einem Schlage plötzlich an jeder Wand zwei Betten übereinander vorhanden waren.



Pfarr- und Brüderhaus St. Augustin.

hiller entfernt, wo ich ein glückliches Noviziatsjahr und mehrere Wochen als junger Profese verlebte hatte. Hier, in Triashill, ist es einsam, sehr einsam, und die Welt mit ihrem Lärm ist weit, weit weggerückt. Ich brauchte fast eine Woche ununterbrochener Eisenbahnfahrt, um hierher zu gelangen.

Es war Montag abends, am letzten Tag im Monat Februar dieses Jahres, da vertauschte ich in der Klosterpforte Mariannhills den lieben, teuren Habit mit den weltlichen Kleidern, die ich vor etwas über Jahresfrist bei meiner Profeseablegung abgelegt und dem Kloster in der frohen, festen Ueberzeugung überlassen hatte, sie nie mehr zu Gesicht zu bekommen, um sie neuerdings zu tragen. Nun, der Mensch denkt und Gott lenkt. — Auf dem Weg zum Bahnhof ging es still im Wagen dahin. Von den Vorübergehenden, die das Mariannhiller Gefährt kannten, schien mir mancher einen staunenden Blick zuzuwerfen; es war mir, als wollte er sagen: „Ah, der geht auch wieder fort! Dem sind die Klostermauern schon zu eng geworden!“ Doch, Gott sei

Wer es ganz bequem haben wollte, konnte sich für ein paar Schillinge auch noch das nötige Bettzeug und Decken geben lassen.

In der Frühe fuhren wir nach Transvaal hinein. Einmal begegnete uns ein Zug ganz mit Chinesen besetzt. Sie kamen von den Goldgruben Johannesburgs und wurden, da man nicht eben die besten Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte, wieder in ihre asiatische Heimat zurückbefördert. Inzwischen ist unser Zug bis zu einer Höhe von 5000 englischen Fuß emporgelommen; wir sind auf der Kammhöhe der Drakensberge angelangt, und drüben geht es wieder etwas bergab.

Beim Uebergang nach Transvaal passierte mir ein kleines Abenteuer. Ein Polizist saß mich bei der Einfahrt in eine Station scharf ins Auge und fragte nach meinen Papieren. Ich konnte ihm nichts vorzeigen, als meine Fahrkarte, doch das genügte ihm nicht. Da kommt mir Bruder Rivard, mein Reisegefährte, zu Hilfe, und erklärt dem Manne des Gesetzes in geläufigem Englisch, daß ich so harmlos

sei, wie er selbst und irgendeiner. . . . Wie ich nachträglich hörte, hielt mich der Polizist meiner dunkelblauen Reisemütze wegen für einen Perjer, auf die er offenbar nicht gut zu sprechen war. Die Sache hat uns nachträglich viel Spaß gemacht.

Abends 6 Uhr kamen wir in Johannesburg an. Schon von weitem sahen wir gleich mächtigen Bergen eine ganze Reihe von weißschimmernden Erdhäufen, welche — wohl mit vielen Schweißtropfen vermischt — tief unter der Erdoberfläche hervorgeholt, nach mancherlei Manipulationen ihres Goldgehaltes beraubt, nun als nutzlose Masse die Umgebung Johannesburgs verunzieren. Lange geht es an elenden Wohnungen, wenn man sie überhaupt so nennen darf, vorbei, den Aufenthaltsräumen von Goldgräbern. Wir nahmen unser Absteigequartier im Bischofshause der Stadt, wo wir vom hochwürdigsten Herrn aufs freundlichste aufgenommen wurden, und eine Reihe von Priestern, darunter auch nächste Landesleute, begrüßen konnten. Es waren meist Oblaten-Ordensleute, wie der Hochw. Herr Bischof selbst.

Des andern Tages geht's wieder in aller Frühe zur Bahn, und nun heißt es bis Samstag abends, also beinahe vier volle Tage, im Eisenbahnzuge auszuhalten. Wir fuhrten durch Transvaal hindurch, beständig an der Nordgrenze vom alten Orange-Freistaat. Dann wendet sich der Zug nordwärts und geht Tag und Nacht durch das Betschuanaland. Es ist heiß; vielleicht kommt die schwüle Gluthize aus der im Hintergrund liegenden Kalahariwüste. Rechts und links sahen wir ausgedehnte Grasebenen mit weidenden Viehherden und einsam wohnenden Farmern. Einigemal sahen wir auch Strauße in nächster Nähe.

Freitags um 1/2 5 Uhr langten wir in Bulawayo an. Hochw. P. Gartlan S. J., der apostolische Präfekt von Rhodesia, ist persönlich am Bahnhof, um mir meine Fakultäten einzuhändigen. Es regnet in Strömen. Nach zwei Stunden Aufenthalt eilen wir der nächsten bedeutenderen Stadt des Landes, Salisbury, zu. Die Gegend ist sogenanntes Buschland, das heißt wilder Grasboden, dicht mit niederem und höherem Gehölz bedeckt.

Von Salisbury schwenken wir nach rechts ab und fahren nun in südöstlicher Richtung der portugiesischen Küste von Mozambique zu. Samstag abends 8 Uhr langten wir mit neun Stunden Verspätung bei der Station Macheke an. Hier steigen wir aus, um einen Absteher nach Monte-Cassino zu machen, woselbst sich seit einigen Jahren ebenfalls eine Mariannhiller Missionsstation befindet. Der Superior, Hochw. P. Bonaventura, ist am Bahnhof und führt uns bei stockfinsterner Nacht drei Meile zu. Wir steigen auf und reiten, getrost unserem Führer folgend, in die Nacht hinein; ein „Luzifer“ in Gestalt eines kleinen Schwarzen mit brennender Laterne geht vor uns her.

Gegen 10 Uhr kamen wir trotz der verschiedenen Bäche, die wir zu passieren hatten, wohlbehalten in Monte-Cassino an. Gott sei Dank! Jetzt hatten wir wenigstens festen Boden unter den Füßen und Nachts ein ruhiges Lager, eine Wohlthat, die wir die ganze Woche hindurch hatten entbehren müssen. Ach, wir waren auf der langen Eisenbahnfahrt böse durcheinander gerüttelt und geschüttelt worden!

In Monte-Cassino blieben wir bis zum nächsten Mittwoch, an welchem Tage erst wieder der nächste Personenzug abging. Auf diese Weise hatten wir schöne

Gelegenheit, die dortige Mission etwas näher anzusehen. Am Sonntag gingen in dem kleinen, aber recht nett aussehenden Missionskirchlein fast alle schwarzen Neuchristen zur hl. Kommunion, die Frauen mit ihren kleinen Kindern, die sie auf dem Rücken festgebunden hatten; eine hatte deren sogar zwei. Auf solche Art kommen diese schwarzen Kleinen dem göttlichen Kinderfreund schon im zartesten Alter recht nahe. — Es fällt auf, daß keine Schulkinder da sind, und fast keine Mädchen. Die Gemeinde besteht beinahe ausschließlich aus erwachsenen Burschen und jungen Frauen. Erstere sind große, prächtige Gestalten mit kerzengeradem Gang; wenn sie am Altare als Ministranten dienen, verschwindet unsereiner förmlich unter ihnen. Uebrigens ist ein Schulbau geplant, und dann wird die Station auch Schulkinder haben, Knaben und Mädchen mit hellen Stimmen und frohen Herzen. Die vor einem halben Jahre hier angekommenen vier Missionschwwestern freuen sich schon heute darauf, ihren Eifer in der eigentlichen Missionsarbeit betätigen zu können.

Außer dem Missionspriester sind noch drei Brüder hier. Die wohlbestellten Felder zeugen von deren Fleiß, und wenn die Witterung günstig bleibt, so haben sie dieses Jahr auf eine gute Maiseernte zu hoffen. Leider richten hier auch die Affen und Wildschweine in den Feldern großen Schaden an. Einmal brachte ein Schwarzer, als ich eben bei P. Superior stand, einen Affenschwanz daher, den er einem soeben geschossenen Affen abgesehen hatte. Vergnügt steckte er seine Prämie — einen Schilling — ein. Kurz bevor wir am Mittwoch abreisten, hörten wir zwei Schüsse. Sogleich eilten die schwarzen Burschen mit Speer und Streitart bewaffnet, oder auch mit Knüttel und Gewehr, hinaus, der Richtung der Schüsse zu. Was war denn los? Wildschweinen war man auf der Spur! Ob die wilde Jagd mit Erfolg gekrönt war, konnten wir leider nicht mehr erfahren. Das Felsgespänn stand schon bereit, uns wieder zur Bahnstation Macheke zu bringen.

Diesmal war die Fahrt mit der Bahn kurz; nach kaum drei Stunden war ich schon in Rusapi, meinem vorläufigen Reiseziel. Hier erwartete mich der Schaffner von Triasshill, der ehrw. Bruder Zacharias. Er war mit zwei Burschen und einem mächtigen Wagen, über den er in weitem Bogen ein großes Segeltuch gespannt hatte, gekommen, um uns und unser Gepäck abzuholen. Schnell bereitete uns der vorjüngliche Bruder unter dem schützenden Wagendache einen erwärmenden heißen Tee, während die Schwarzen zwölf schwere Ochsen an den Wagen spannten. Dann schwang der ältere der beiden Schwarzen seine Messerpeitsche, während der jüngere zum vordersten Ochsenpaare eilte und an einem Stricke das ganze Gespänn führte.

Es war etwa 5 Uhr abends, als wir von Rusapi abfahren, und bis gegen 10 Uhr ging es „zwölfpännig“ aufwärts in die Berge hinein. Dann wurde Halt gemacht, neben dem Wagen ein Feuer angeschürt und gekocht. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht. Als wir erzählten, wir hätten auf unserer Eisenbahnfahrt vernommen, man habe vor etwa 14 Tagen auf dem Bahngleise bei Rusapi zwei Löwen erblickt, berichtete uns Bruder Zacharias, daß vor etwa Jahresfrist eine Frauensperson von einem Löwen gerade auf dem Wege, den wir jetzt machten, zerrissen worden sei. Doch wir hatten keine Furcht, denn erstens

wußten wir uns unter dem Schutze der göttlichen Vor-  
sehung, und dann hatten wir zwölf fette Ochsen bei  
uns, die jedenfalls vor uns an die Reihe kamen,

fahrbaren, beweglichen Hause. Die Ochsen wurden zum  
Weiden ausgespannt, und die Schwarzen machten  
sich ein Zelt und Feuer.



**Die Vertretung der Mariannhiller Mission in Europa.**

Von links nach rechts, obere Reihe stehend: Dr. Mathon Wimmer (Edm.), Dr. Sigisbert Jäger (Attinghausen, Schweiz), Dr. Stanislaus Haisbacher (Sinz, Oberösterreich),  
Dr. Hippolyt Zimmermann (Würzburg), Dr. Valerian Smeja (Breslau), Dr. Mariannus Magiera (Breslau),  
Untere Reihe sitzend: Hochw. P. Koifer Kospel, Generalprocurator (Würzburg), Dr. Felician Wöhr (Würzburg), Dr. Tibaltus Wisigmann (Würzburg).

wenn's einmal an's „Aufressen“ ging.

Wir legten uns im Wagen zur Ruhe nieder. Die  
Nacht war ziemlich unfreundlich und regnerisch. Um  
sechs Uhr früh wurde es wieder lebendig in unserem

Jetzt erst konnte ich einen Blick auf die eigentüm-  
liche Gegend werfen. Steine und Steine ringsum,  
darunter förmliche Zyklopenblöcke, oft seltsam wie  
Kiesenspietzeng übereinander getürmt und aus der san-

bigen, mit wildem Gras bewachsenen Fläche kühn zum Himmel ragend.

Nach dem Frühstück ging es wieder weiter. Der Weg ist im allgemeinen gut, doch gibt's auch viele schlechte Stellen. Jetzt geht es minutenlang über eine einzige holperige Steinplatte dahin, dann geht es tief zu einem Bache hinab und drüben trotz der zwölf Ochsen nur mit Mühe wieder heraus und bergauf. Um 12 Uhr ist Mittagsrast. Nachmals werden die Ochsen ausgespannt und wird der Kessel über das Feuer gestellt. Das Essen, welches sich die Schwarzen hier bereiten, sieht ganz merkwürdig aus und ist gerade nicht sehr einladend. Sie kochen sich nämlich aus grobgemahlener Hirse einen Brei, der sich in der Schüssel wie schmutzigrotes Erdbreich ansieht. Dabei ist er so zäh, daß sie ihn mit den Fingern abreißen und in größeren Portionen zu Munde führen. Nun, die Hauptsache ist, daß es ihnen schmeckt, und daran hat es wahrlich nicht gefehlt.

Gegen 2 Uhr wurden die Ochsen wieder zusammengetrieben und eingespannt. Das Wetter ist schön, und so geht es verhältnismäßig rasch voran. Um 6 Uhr abends laugen wir an der Triashiller Gemarke an. Schon sehen wir die einzelnen Gebäulichkeiten in der Ferne an den mit Felsblöcken übersäten Bergabhäng hingelehnt, liegen. Im Hintergrunde aber zieht sich ein ganzer Kranz von mächtigen Bergkolossen im Halbkreis herum, und die am weitesten entfernt sind, erglänzen im herrlichsten Himmelsblau. Man glaubt, eine schöne Schweizerlandschaft vor sich zu haben. Tatsächlich ist Triashill gegen 6000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen.

Horch, da tönt ein silberhelles Glöcklein an unser Ohr: man läutet den „Engel des Herrn“, ein willkommener Gruß! Siehe, da kommt auch schon der Hochw. P. Mayr, der verdienstvolle Superior der Missionsstation, heran! Wir steigen rasch vom Wagen, begrüßen ihn aufs freundlichste und werden ebenso herzlich von ihm begrüßt.

Gebt der dreieinige Gott, nach dem unsere Mission benannt ist, daß sich dahier die Kenntnis des christlichen Namens immer mehr ausbreite, und daß in Bälde recht viele Heiden besiegelt werden mit dem hehren Zeichen des dreieinigen Gottes!

## Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Die Hochzeitsgebräuche, die wir im vorhergehenden geschildert haben, erstrecken sich zuweilen über einen Zeitraum von 14 Tagen, können aber auch auf einen einzigen Tag, je nach den Umständen, zusammengedrängt werden; denn die Zeremonien unterscheiden sich sehr, je nach den einzelnen Volksstämmen und nach den Vermögensverhältnissen der Brautleute. Beim gewöhnlichen Volke dauert die ganze Geschichte manchmal nur einen Tag, und ein einziges Ochsenlein vom Vater der Braut spendiert, muß das Fleisch für den ganzen Festschmaus liefern. Bei einem Häuptling indes kann sich die Sache über einige Wochen erstrecken, und hunderte von Ochsen waren in alter Zeit erforderlich, um all die zahllosen Gäste zu bewirten.

Im folgenden wollen wir noch die Frage in Anregung bringen: Wird bei den Kaffern die Braut um ihre Meinung gefragt, oder gehört sie einfach dem Manne, der das meiste für sie bietet? Die An-

sichten darüber sind geteilt. Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß bei diesen Heiraten vielfach ein harter Zwang besteht, daß junge Mädchen gezwungen werden, einen alten, reichen Kauz zu heiraten, allein das kommt, wenn auch in anderer Form, selbst in hochzivilisierten Ländern vor; andererseits steht den Kaiserbräuten doch manches Mittel zu Gebote, sich von der verhassten Verbindung wieder los zu machen. Dazu darf man nicht vergessen, daß ein wildes, heidnisches Volk unmöglich die hohen Begriffe von Frauenrecht und Frauenwürde haben kann, wie das bei zivilisierten und christlichen Völkern der Fall ist; und die heidnische Frau fühlt und denkt da auch ganz anders, als ihre christlichen Genossinnen. Verhältnisse, welche letzteren als überaus beschämend und schmachvoll vorkämen, erscheinen der ersteren, der Heidin, nicht nur als selbstverständlich, sondern als schön, geziemend und ehrenvoll. So wird z. B. bei der Verheiratung eines Häuptlings nie ein Mädchen um ihre Einwilligung gefragt, das vershlagt aber nichts, denn das Mädchen fühlt sich in hohem Grade geschmeichelt, daß sie das Weib (und wäre es auch das zwanzigste oder dreißigste) eines großen Häuptlings werden soll. Namentlich gefällt sie sich aber in dem Bewußtsein, daß so viele Stück Vieh für sie bezahlt werden mußten; jetzt sieht sie erst, was sie eigentlich wert ist.

Wollen wir jedoch ganz frei und objektiv die Sache besprechen, so müssen wir offen zugestehen, daß vielfach grober Zwang vorkommt, und daß manches Kaffernmädchen zur Hochzeit mit einem alten Polygamisten buchstäblich geschleppt werden muß. Dudley Kidd, dem diese Mitteilungen entnommen sind, fügt bei: „Es ist nicht nötig, für unsere Behauptung eine Menge von Beispielen anzuführen, eines genügt; ich habe keine Lust, jedes „t“ mit einem Querstrich, und jedes „i“ mit einem Tüpfel zu versehen“.

Ein Mädchen im Suasiland wurde protestantisch getauft und verlobte sich später mit einem jungen Mann aus dem Königskraal. Ihr Bruder aber — der Vater war bereits tot — erhielt für sie von einem andern untergeordneten Häuptling 15 Ochsen und 2 Pferde als „Lohola“. Eines Tages schickte er das ahnungslose Mädchen mit einem Korb voll Mais zum genannten Häuptling, wo man es sogleich mit Gewalt festhalten wollte. Es gelang ihm jedoch zu einer protestantischen Missionsstation zu entfliehen.

Nun kommt der erzürnte Bruder zum Missionär und verlangt die Auslieferung der Entflohenen. Jener weigert sich und bringt das Mädchen zum Anwalt der Eingeborenen. Dieser, der sich gerade zwischen dem Feuer der Buren und Engländer befand und vor allem darauf bedacht war, die eigene Haut zu retten, erklärte, er habe keine Gewalt über das Mädchen, denn es handle sich da um bloße Rechtsgewohnheiten der schwarzen Eingeborenen.

Die Sache kam infolgedessen vor die Königin der Suasi. Sie bestimmte einen Tag für die Aburteilung der Sache, und der Missionär begleitete das Mädchen, um sich davon zu überzeugen, ob auch nach Recht und Gerechtigkeit entschieden würde. Die Verhandlung fand im Zombotikraal statt und die Königin erklärte ohne die geringste vorausgeschickte Untersuchung: „Wie, du bist deinem Manne entlaufen? Gut, ich will an dir ein Exempel statuieren, und die Weiber sollen lernen, wie man den Männern gehorchen muß!“ Hierauf befohl sie den jungen Burken, das arme Geschöpf zu schlagen, ein Befehl, den jene mit solcher Rohheit voll-

sagen, daß sich die Gesichtszüge der Aermsten bis zur Unkenntlichkeit verzerrten. Endlich gab das Mädchen nach und willigte ein, mit dem verhaßten Manne ehelich zusammenzuleben. Die Königin schloß die Versammlung mit den Worten: „Mögen sich an diesem Vorfall alle Weiber, die ihren Männern nicht gehorchen wollen, ein Beispiel nehmen.“

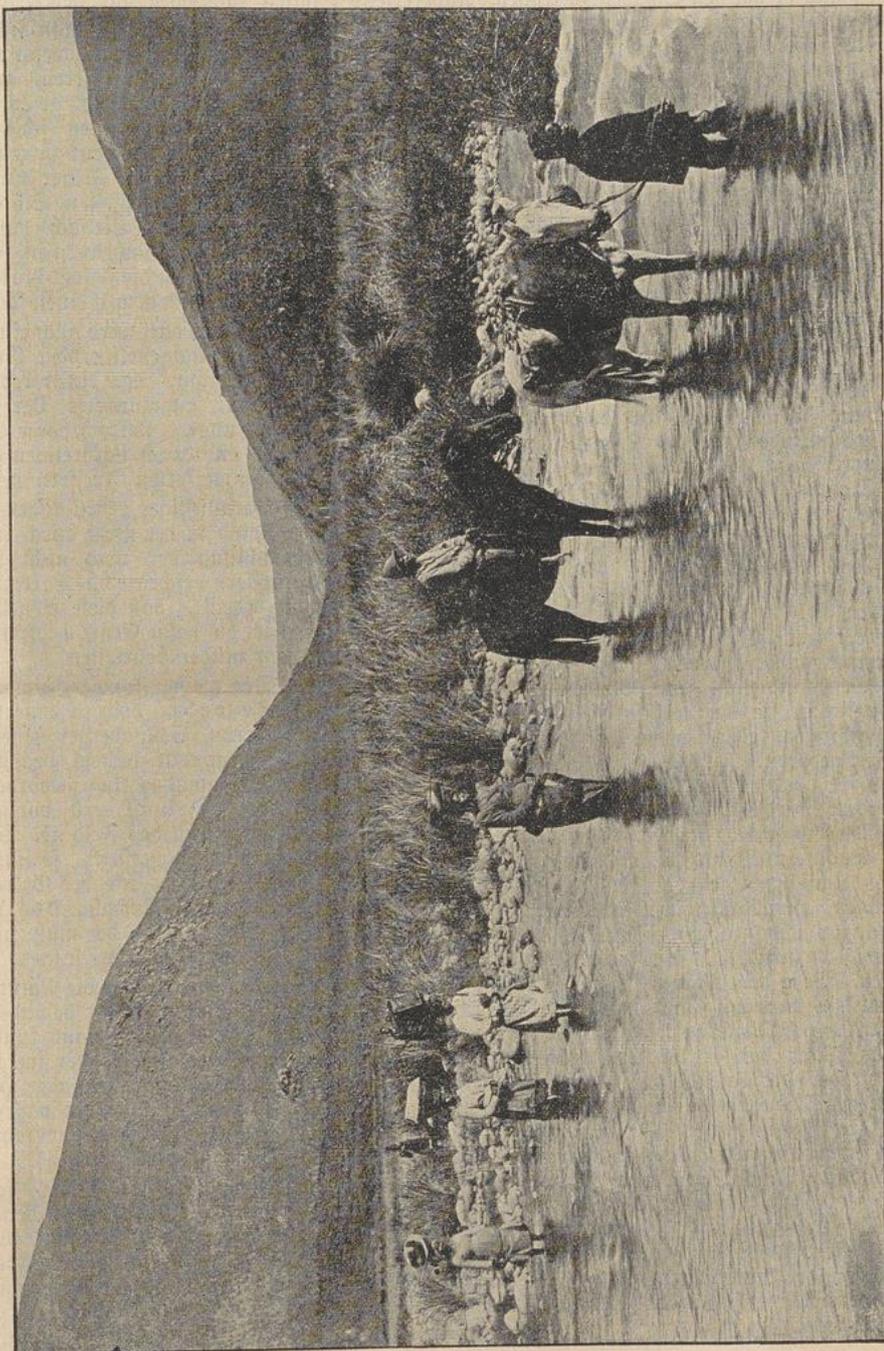
In dem Urteil konnte, so ungerecht es auch war, nichts geändert werden; der leiseste Versuch, dagegen anzugehen, wäre ein grober Verstoß gegen das Eingebornen-Recht gewesen. Man bedenke besonders, die erzählte Grausamkeit wurde von keinem Häuptling, sondern von einer Königin verübt.

Als Kontrast hierzu ein anderes Beispiel. Auch dieser Fall ereignete sich mit einem Mädchen unserer Mission, das der heidnische Vater gegen ihren Willen verheirathen wollte. Dieses aber verhaute den ihm angetragenen Bräutigam so erbärmlich, daß ihm zeit lebens alle Lust verging, irgend welchen Anspruch auf solch ein Amazonen-Weib zu erheben.

Doch genug; Tatsache bleibt, daß die Stafferweiber im großen und ganzen mit ihrem Lose zufrieden sind, und höchst wahrscheinlich ein entschiedenes Votum für die Aufrechthaltung des gegenwärtigen Heirathsystems abgeben würden, ein System, das zwar in einzelnen Fällen große Uebel im Gefolge hat, das aber im Kaffernland seit unvor denlichen Zeiten zu Recht besteht und der Frau einen gesetzlichen Schutz verleiht.

Über das „Lobola“! Ist es nicht schimpflich für ein Mädchen, wenn es einfach um so und so viel Stück Vieh verschachert wird? Nach kaffrischen Begriffen, wie gesagt, nicht. Im Gegentheil, die Braut

fühlt sich gerade dadurch als eine Person von Wert. Würde ein Mädchen ohne diese Abgabe von Vieh einfach an einen Mann „verschent“, so träre sie allgemeine Verachtung und der schimpflichste Spott. Sie wäre in den Augen des Volkes bloß eine „alte Kaze“,



Kaffern überschreiten einen Fluß.

denn die Kaze ist das einzige Tier, das bei ihnen eines Kaufes oder Geldes unwert ist.

Das „Lobola“-Vieh gewährt ferner der verheirateten Frau willkommenen Schutz. Die Sache verhält sich nämlich so: Wird sie von ihrem Manne übel behandelt, so kann sie zu ihren Angehörigen zurück-

kehren, und diese werden für sie eintreten. In der Regel verlangt dann der Mann Ersatz für das Vieh, das er bei der Verheiratung gegeben hat. Ist er schuldig, d. h. hat er sein Weib hart und ungerecht behandelt, so wird er mit seiner Forderung abgewiesen und er hat den Schaden zu tragen. Andererseits wird auch Gerechtigkeit geübt; steht die Schuld des Weibes außer Frage, so findet sie nicht nur keine Hilfe, sondern wird zu ihrem Manne zurückgetrieben, damit er nicht die Rückerstattung des „Lobola“-Viehes verlange. Diesen aber wird die Furcht, eventuell seine 10—15 Ochsen umsonst bezahlt zu haben vor mancher Ausschreitung zurückhalten. Das Weib muß bei ihm bleiben, es darf nicht desertieren, und das „Lobola“ ist ihr Schutz und Schirm.

Die Gewalt des Kaffern über sein Weib ist sozusagen unbeschränkt, doch hat er kein Recht über Leben und Tod. Schlägt er sein Weib, daß sie zeitlebens ein Krüppel bleibt, so kann er auch dafür von seinem Häuptling gerichtlich belangt werden, denn niemand hat ein Recht, des Königs Eigentum zu beschädigen. Wie so des Königs? Nun, nach kaffrischer Rechtsanschauung ist das Weib in letzter Instanz Eigentum des Häuptlings oder des Königs, aus dem einfachen Grunde, weil sie zur Erhaltung und Vermehrung des Stammes beiträgt. Das Stammesoberhaupt würde in solchem Falle Blutgeld verlangen und auch die Angehörigen des Weibes könnten eine neue Entschädigung an Vieh fordern und die Mißhandelte bei sich zurückbehalten, bis das Verlangte ihnen eingehändigt worden ist.

Weigert sich indeß eine Frau mit einem Manne zusammenzuleben, weil sie ihn verabscheut, so zwingt das Gesetz sie nicht zum Bleiben, allein der Mann kann, wenn sie ihn verläßt, sein „Lobola“-Vieh zurückverlangen, es sei denn, die Frau hätte ihm schon Kinder geboren. In diesem Falle spricht das Gesetz das Weib frei und es darf für ihre Entfernung keine Buße gefordert werden, denn sie hat ihrer Verpflichtung als Ehefrau bereits genügt.

Noch ein Punkt bleibt hier zu erwähnen, der unter Umständen sehr in die Waagschale fällt. Angenommen, ein Mann habe sein Weib ungerechter Weise geschlagen und mißhandelt, sodas diese zu ihren Angehörigen zurückliefe, um hier Schutz und Hilfe zu suchen. Wehe dem Manne, wenn er es wagt, in jenen Kraal zu kommen und sein Weib zurückzufordern! Schon die Männerwelt, Vater, Onkel und Bruder seiner Frau hat er da zu fürchten, noch zehnmal mehr aber die rasende Weiberwelt, die siebenzehn Tanten, Schwestern, Schwägerinnen und Anverwandten der Frau werden ihn mit ihrem schlagfertigen Zungenwerk derart zerzausen und zerfleischen, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Ihr Wortschlag ist sehr reichhaltig, und im Notfalle verleihen sie ihnen mit ihren Krallen und Zähnen den nötigen Nachdruck. Im besten Falle wird er, bevor er sein Weib zurückbekommt, eine elende Stunde durchkosten müssen und er wird es sich wohl zweimal überlegen, wieder zu kommen. —

(Fortsetzung folgt.)

### Feinde unserer Getreidefelder.

Von Hochw. P. Sixtus Wittelind, R. M. M.

Reichenau. — Wie schon mehrfach in diesen Blättern erwähnt wurde, zählen hierzulande die Vögel zu einer wahren Landplage. Namentlich wenn das Ge-

treide auf den Feldern zu reifen beginnt, kommen diese ungeliebten Gäste zu Tausenden und dreschen und fressen, daß es eine Art hat. Es ginge noch an, wenn sie bloß fräßen, was sie wirklich brauchen, allein zahllose Körner werden von ihnen zwecklos ausgepickt, fallen zu Boden und gehen so zu Grunde.

Begreiflich, daß man sich allseits dieser Feinde, die oft die halbe Ernte wenn nicht die ganze und noch darüber hinaus ruinieren, zu erwehren sucht. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist mannigfach. Die schwarzen Eingeborenen schicken zumal, wenn das amabhelle (Kaffernkorn) zu reifen beginnt, ihre Weiber und Mädchen in die Felder hinaus, um die gefiederten Schädlinge durch Pfeifen, Schreien und sonstigen Lärm zu verschrecken. Vielfach bauen sich die Schwarzen eigene kleine Wachhäuschen aus Stangenwerk und Stroh mitten in die Felder hinein, um beim Vögelhüten gegen Hitze und Regen einen kleinen Schutz zu haben.

Da und dort wird auch eine Grauen erregende Vogelscheuche aufgestellt, oder Gras und frisch ausgetrocknetes Unkraut, das einen rechten Rauch und Qualm verbreitet, angezündet. Der Heide läuft wohl auch zum inyanga (Doktor), damit er durch seine Zaubersprüche und durch Verbrennen geheimnisvoller Kräuter den nimmerstatten Fressern den Appetit verderbe.

Bernünftiger gehen andere zu Werke, sie verfolgen den Feind in der Brut durch Ausheben von Eiern und Vernichtung der noch nicht flüggen Jungen. Uns Europäern erscheint das hart und grausam, doch wenn man bedenkt, daß diese Vögel dem armen Mann oft wirklich die halbe Ernte wegfressen, wird man sein Verfahren milder beurteilen.

Der weiße Farmer nimmt seine Zuflucht häufig zum Gewehr; doch es dauert nicht lange, da können die kleinen Schaulberger einen Mann mit Gewehr von einem mit keinem prächtig unterscheiden; und sind sie einmal so klug geworden, da patrouillieren sie bei ihrer Ankunft erst vorsichtig ein parmal auf und abfliegend das Feld ab. Sehen sie dann irgendwo einen Schützen versteckt, so sind sie im Nu davon, um in einer anderen Ecke des Getreidefeldes ihre Mahlzeit einzunehmen. Fürwahr das Abschießen mit Gewehr thut noch nicht, da muß man schon auf andere Mittel zur Abwehr sinnen.

Manchmal greift die Natur selber helfend ein. Der sogen. Weibervogel, der besonders massenhaft hier auftritt, hängt sein überaus kunstvoll gebautes Nest an starken Grashalmen oder im Schilf, mitten in einem Wasserlaufe auf. Tritt aber Hochwasser ein, was bei uns fast jedes Jahr ein paarmal vorkommt, so geht eine Menge dieser Nester samt den Eiern und der jungen Brut verloren.

Aber nicht nur kleine, sondern auch größere Vögel stellen sich zurzeit der Getreidereife ein und wollen miternten. Da ist z. B. eine Art wilder Tauben; sie sind an Größe der europäischen Taube gleich und kommen in Schwärmen zu Hunderten daher. Bei diesen lohnt sich übrigens ein Gewehr schon eher. Viele von ihnen wandern in die Küche, und die übrigen werden wenigstens verschreckt. Im letzten Jahre zählte unser Schütze(meister) eine Beute von 150 Stück.

Zu den Tauben gesellen sich die Wildenten. Sie wollen ebenfalls in unseren Gärten und Feldern sich göttlich tun, verlangen aber größeres Futter und haben es daher namentlich auf unsere Erbsefelder abgesehen. Die Wildente ist schwer zu erlegen, denn

sie ist überaus furchtsam und scheu; zuweilen kommt sie aber doch einem Schützen unter den Lauf.

Die schlimmsten von all diesen Spitzbuben aber sind die Raben, diese kommen nicht nur zur Erntezeit und stehlen da in ganz unverkämter Weise, sondern diese trechen Kunden stellen sich auch schon zur Saatzeit ein und picken die ausgestreuten Samenkörner auf. Noch mehr: sogar wenn der Mais schon zu keimen anfängt, und eben die ersten Blättchen emporsendet, graben sie die Körner noch aus und verschlingen sie mit Gier. Bedenkt man, daß ein Rabe eine ganze Portion Körner verschluckt, bis er sich auch nur halbwegs gesättigt fühlt, so liegt es auf der Hand, welcher Schaden auf einem frischen Saatfelde entsteht, wenn auch bloß ein par Duzend Raben kommen. —

Zu den Vögeln gesellen sich als Schädlinge die Käfer und Würmer. Namentlich im Frühjahr, wenn der Regen lange ausbleibt, tritt hier eine gewisse Art von Würmern auf, die den frisch aufkeimenden Mais aufsucht und abfrisst. Dieses Jahr sah ich bei einem unserer Christen all seine Maisfelder gerade durch diesen Wurm übel zu gerichtet, daß er wohl kaum die Aussaat darauf ernten dürfte. Ein anderer Wurm tritt auf, wenn der früh gepflanzte Mais eben in die Halme schießt, ein dritter bildet sich in den ausgereiften Maiskolben, manchmal schon auf dem Felde, noch öfter aber in den Lagerräumen, falls sie nicht ganz trocken und luftdicht abgeschlossen sind.

Ja, es hält hierzulande sehr schwer, eine volle Ernte zu gewinnen, sogar wenn das Wetter ganz günstig ist, was aber leider nur selten der Fall ist. Denn Monate lang fällt oft kein Tropfen Regen, ein anderesmal kommt er dafür sündflutartig in ganzen Strömen und schwemmt die Frucht samt dem guten Boden weg; dann steigt wieder ein drohendes Hagelwetter auf. Gar oft werden die Sturmglocken geläutet, wenn hinter den Drakensbergen schwarze graue Wolken Unheil drohend aufsteigen; täglich beten wir deshalb nach der hl. Messe den Wettersegen.

Rechnet man dazu noch andere Heimsuchungen, wie die Heuschreckenplage, die mannigfachen Viehseuchen usw., so werden die geehrten Leser in etwa verstehen, wie schwer es in unserer Mission ist, das tägliche Brot zu gewinnen.

**Aus meinem Tagebuche.**

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.  
(Fortsetzung.)

Emauz, 29. März 1909. — Gestern wurde ich zu einem kranken Kaffernburschen gerufen, der an großen Halschmerzen litt. Er sei schwer krank, hieß es, und wolle sich taufen lassen.

Da der betreffende Kraal ziemlich weit von unserer Missionsstation entfernt ist, mußten die Pferde herhalten. Ich wählte diesmal den alten „Fritz.“ Er hätte zwar schon längst in Pension gehen dürfen, denn seine Zähne sind schon stumpf geworden und er kann nur noch weiches Futter brauchen. Selbst mit

dem harten, zähen Gras, wie es jetzt mit beginnendem Herbst draußen wächst, hat er schon seine liebe Not. Der alte Schlaupkopf wandert daher manchmal der Schwesterküche zu, wo sich die eine oder andere mitleidige Seele seiner erbarnt und ihm ein saftiges



Papageien, Schädlinge unserer Ernte.

Kohlblatt oder etwas dergleichen zukommen läßt.

So wurde also aufgesattelt, und wir ritten auf Umwegen — direkt über den hohen steilen Berg konnten wir nicht — unserem Ziele zu. Hier war der alte Fritz wieder in seinem Element; denn er ist ein Vasutoponny, und daher von Jugend auf ein Meister

im Klettern und Bergsteigen. Diese kleinen, feurigen Bajutopferde mit ihren dichten Doppelmähnen sind sehr beliebt und stehen hoch im Preise, denn sie sind zähe und ausdauernd und gehen ungemein sicher über die steilsten Gebirgspfade.

Als wir auf halber Bergeshöhe an einem Kaffernkraal vorbeiritten, riefen uns die Leute zu, wir möchten absteigen und nach zwei kranken Männern sehen. Die Schwarzen sehen jeden Weißen für einen halben Doktor an, und Medizin und Heilkunde hat für sie überhaupt etwas Geheimnisvolles, Zauberhaftes. Der umlangu (weiße Mann) weiß hundert Dinge, die der Schwarze kaum dem Namen nach kennt, also muß er auch ein Arzt und Heilkünstler sein. Wir stiegen ab und sahen uns nach den Kranken um. Dem einen hatte man beim Zahziehen etwas abgesprengt, und der arme Mann litt große Schmerzen. Zum Glück hatte ich so ein Zaubermittel bei mir; ich gab es ihm, worauf sofortige Linderung der Schmerzen eintrat. Der Kranke war außer sich vor Freude über die so unerwartet schnelle Hilfe.

Der zweite lag der Länge nach im Graße ausgestreckt. Er litt schon lange an Ruhr. Vor sich hatte er ein hübsch geflochtenes Körbchen mit etwas Maisbrot darin. Das war den ganzen Tag über seine Kost. Hart und ärmlich genug für einen kranken Mann; denn eigentlich ist es kein Brot, was die Kaffern da aus ihrem Maismehl bereiten, sondern grobe, trockene Klumpen, die sie jedoch in gesunden Tagen mit Appetit verzehren. Auch diesem Mann konnte ich gottlob ein kleines Linderungsmittel geben, und ich ritt dann unter den lauten Dankesbezeugungen der armen Leute weiter.

Endlich kamen wir zu dem Kraale, wo der Junge mit dem geschwollenen Halse sein sollte; doch wir trafen ihn nicht zu Hause. Er war inzwischen zu einem Kafferndoktor gegangen, um sich eine Medizin zu holen. Letztere besteht in der Regel in einem starken Brechmittel und genießt beim Schwarzen das höchste Vertrauen. Er fühlt eben, wie das Uebel in ihm steckt, und dieses Brechmittel schafft den Schaden energisch heraus. Je mehr es ihn würgt und stößt, desto besser; denn die Heilung ist dann eine sichere und gründliche. Vielsach trifft dies auch zu, denn manche seiner Krankheiten besteht einfach darin, daß er sich den Magen überladen hat. So ritten wir also wieder heim und trösteten uns mit dem Gedanken, daß wir statt des einen Kranken zwei andere gefunden.

Tags darauf kommt ein Kaffernweib hierher mit dem Erjuchen, ich möchte doch zu dem ruhkranken Manne kommen, dem ich gestern eine Medizin gegeben; er fühle sich dem Tode nahe und wolle sich taufen lassen. Es war schon ziemlich spät; dennoch machte ich mich sofort auf den Weg. Der gute Mann hatte zwei seiner Kinder in unserer Missionschule in Lourdes und zeigte überhaupt recht guten Willen, sodaß ich ihn nach kurzem Unterrichte ohne Bedenken taufte. Mich erbarmte der arme Mann, denn er lag trotz des dichten, napfalten Nebels — mein Rituale wurde beim Taufakte ganz naß — schutzlos im Freien. Die Kraalinsassen ekelten sich an seiner Krankheit und fürchteten sich vor Ansteckung. Nach der Taufe kam der Kraalbesitzer zu mir und begann ein langes Gerede, das darin gipfelte, ich möchte den Kranken mit nach Emaus nehmen. Auch darauf ging ich ein; nur war der Weg für den Kranken zu weit, um ihn zu Fuß machen zu können. Doch man wußte sich zu

helfen, und am nächsten Tag kam Franz Mzusa — so hieß mein Täufling — von einem seiner Verwandten begleitet, zu Pferd hier an. Wir machten ihm ein anständiges Plätzchen in einem mit Stroh gedeckten Ziegelhause zurecht; auch kam sein Bruder vom Umzimfulu, der bei ihm blieb, bis er starb. Der Bruder trug, ob schon noch ein Heide, europäische Kleidung; Franz aber war nur in eine Decke eingehüllt, in welcher er auch nach wenigen Tagen starb. Seine Krankheit trug er recht geduldig und gottergeben; leider konnte sein letzter Wunsch, noch seine beiden, in der Lourder Schule befindlichen Kinder zu sehen, nicht mehr erfüllt werden. Der Tod ereilte ihn unerwartet schnell. Er wurde in seine weiße, noch fast neue Decke eingenäht und so begraben. War sein Sterbekleid auch arm, so war dagegen seine Seele mit der Taufschuld und dem Kleide der heiligmachenden Gnade geschmückt. Sarg war auch keiner zu haben, und somit befestigten wir die Leiche mit starkem Draht auf einem Brett und trugen sie so zu Grabe. So schläft nun Franz Mzusa auf unserem Gottesacker, und harret hier auf den Tag der seligen Auferstehung.

Noch am gleichen Vormittag kam ein junger, mit einem bloßen Hemd bekleideter Mann — in der Hand trug er einen Grasstrick — und bat um die Beerdigung seiner Frau. Dieselbe war erst wenige Tage zuvor von mir getauft worden und hieß Anna Mopfale. Welche Bewandnis hatte es nun damit? Die junge Frau — sie hatte erst ein einziges kleines Kind — litt an Kehlkopf-Schwindsucht, konnte sich aber nur schwer in ihr Leiden ergeben und hoffte noch immer auf Genesung. Da jedoch ihr Zustand immer bedenklicher wurde, kam ihr Mann selbst zu mir nach Emaus und bat mich, seine Frau zu taufen. Der Kraal, in dem sie wohnte, war noch stochheidnisch, und dementsprechend war auch die Kleidung der Insassen, wenn man da überhaupt von Kleidung reden kann. Nur der Mann trug, wie gesagt, ein Hemd. Ich zögerte anfangs mit der hl. Taufe, verstand mich aber eine Woche später doch dazu. Es war hohe Zeit, denn wenige Tage darauf ereilte die Kranke der Tod.

Jetzt war der Mann da und bat um deren Beerdigung. Mit dem Grasstrick, den er in der Hand trug, wollte er die Länge des Grabes messen. Sie war eine große, starke Frau gewesen, und die Leiche wurde mit Ochsen auf einem Schlitten nach Emaus geschafft. Wir gingen bei der Beerdigung ähnlich zu Werke, wie bei Franz Mzusa; nur hüllten wir die Leiche statt in eine Wolldecke in einen weißen Kajschmirstoff, segneten sie ein und trugen sie auf einem Brett zu Grabe. Nun, die Hauptsache war erreicht; ob schon in einem vollständig heidnischen Kraale aufgewachsen, erlangte sie dennoch die hl. Taufe, und ward somit ihre Seele für den Himmel gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

### Hühnerzucht im Maschonaland.

Von Dr. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Es gibt hier im Maschonaland eine merkwürdige Art von Hühnern. Sie sind auffallend klein, kaum größer als eine große europäische Taube, dagegen soll ihr Fleisch schmackhafter sein, als das der gewöhnlichen Hühner. Ihre Eier sind auch nicht größer, als ein großes Taubenei. Dazu haben diese Hühner die Gewohnheit, zum Legen

irgend ein geheimes Versteck, sei es in einem Busch, oder mitten zwischen mächtigen Steinblöcken, aufzusuchen, sodaß man die Eier oft kaum finden kann.

Zuweilen ist ein Huhn ein paar Wochen lang verschwunden, bis es eines Tages zum allgemeinen Erstaunen mit einer Menge kleiner Küchlein dahergezogen kommt. Die Liebe, Treue und mütterliche Sorgfalt der Hühner gegen ihre Jungen ist bekannt, hat sie doch der liebe Heiland selbst zum Gleichnis für seine Liebe zur Stadt Jerusalem genommen; diese kleinen Maschona-Hühner aber fand ich noch viel sorgfamer für ihre Jungen, als die gewöhnlichen, großen Hühnerarten.

Vielleicht liegt der Grund hierfür darin, daß diesen kleinen jungen Hühnchen eine Menge von Raubvögeln nachstellen. Schon in aller Frühe kreisen diese Vögel hoch oben in der Luft, sodaß es

giebige Nahrung finden und zugleich unter den genannten Schädlingen tüchtig aufräumen. So machte ich mich also an's Werk und setzte ein paar Hühner zum Brüten an. Der Erfolg war nicht übel; die erste Henne brütete 12 Junge aus, die zweite 9, die dritte 7; doch eine Woche darauf war deren Zahl schon arg zusammengeschmolzen. Die erste Henne hatte noch 6 Junge, die zweite 3, die dritte 2; alle übrigen hatten die Raubvögel geholt.

Damit war durch meine Rechnung ein dicker Strich gemacht. Eine Hühnerzucht im Freien scheint mir hier wegen der genannten Raubvögel unmöglich, eine solche in geschlossenen Räumen mit genügend Licht und Luft aber ist ein Plan, an dessen Verwirklichung wir gegenwärtig noch gar nicht denken können. Wir haben Wichtigeres und Dringenderes zu tun.



Kaffernweiber bei der Ernte.

schwer hält, einen mit der Flinte herunterzuholen. Sehen sie unten ein Hühnchen, so schießen sie mit Bleischnelle darauf herab. Eine andere Art von Raubvögeln ist klein, etwa so groß, wie eine Tureltaube. Diese sitzen gewöhnlich auf hohen Felsen und Steinblöcken und spähen mit ihren Alderaugen scharf umher. Auch sie kommen wie ein Pfeil auf ihre Beute losgeschossen, und an ein Entrinnen derselben ist nicht zu denken. Die Hühnermutter greifen sie nicht an, umso mehr haben sie es dagegen auf deren Küchlein abgesehen. Mit sicherem Griff nehmen sie ihre Beute zwischen ihre scharfen Krallen und fliegen davon.

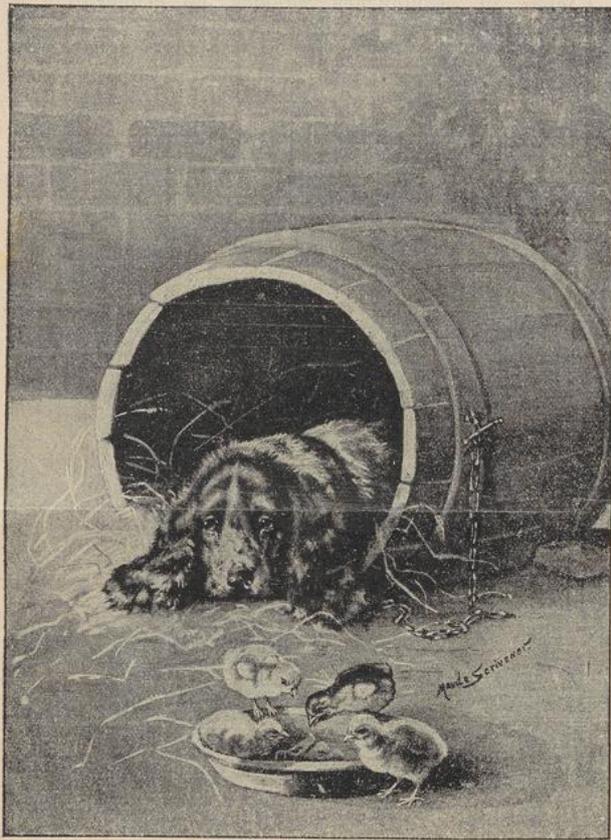
Als ich hierher nach Triashill kam, wollte ich es auch mit der Hühnerzucht versuchen, denn einige Kenntnisse hierin hatte ich mir schon in Natal erworben, und auf einer Neugründung, wo es in der Regel noch an allem fehlt, schätzt man ein Ei und ein Stückchen Fleisch doppelt. Da es ferner hier in Rhodesia eine Unmasse von Käfern und Insekten aller Art gibt, hoffte ich, die Hühner würden hier im Freien er-

### Gottes Strafgericht.

Als ich noch ein Knabe war, lernte ich einen alten, krüppelhaften Mann kennen, der von seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln aufs empörendste behandelt wurde. Ueberall war er im Wege, ja, man wäre ihm vor die Sonne getreten, wenn man die Zeit und die Geduld dazu gehabt und nicht den alten verachteten Mann dabei hätte ansehen müssen. Man gab ihm wenig und schlechte Kost; Lumpen bedeckten seinen Leib; Ungeziefer quälte ihn Tag und Nacht; in einem finstern, feuchten Winkel lag er auf vermodertem Stroh; nie durfte er, selbst nicht im härtesten Winter, in der warmen Stube seine erstarrten Glieder wärmen; und nie betrat ein Arzt den dumpfen, lichtlosen Winkel, wenn der alte Großvater an Engbrüstigkeit litt und die erfrorenen Füße demselben brennenden Schmerz verursachten.

Mitleid und rege Teilnahme führten mich zu diesem armen Lazarus, und gern hätte ich ihm ge-

holfen, wenn's in meiner Macht gelegen wäre. Oft wunderte ich mich, daß er nicht über sein Schickal klagte, daß er auf die kränkendsten Beschimpfungen der Seinigen schwieg und stets den Rosenkranz in den abgekehrten, gelben, zitternden Händen hielt. — Ich fragte ihn deswegen einmal, warum er nie böse und ungeduldig werde, und nie seinem Sohne zürne, der ja die Ursache seines schrecklichen Elends sei? „Mein Kind“, sagte er mit einem tiefen Seufzer und einem Blick zum Himmel, „das ist Gottes Gericht! Sieh, in diesen Winkel habe ich vor zwanzig Jahren meinen alten Vater verstoßen, hier ist er verschmach-



Großmut.

tet, hier ist er gestorben ohne hl. Begehrung, ohne jeglichen Trost von Menschen! Wunderts dich noch, daß ich geduldig leide? O, ich leide nur, was ich verdient, und täglich flehe ich zu Gott um Verzeihung und bitte zu ihm für meinen armen Vater, der durch meine Schuld so elend und ohne die heiligen Sakramente sterben mußte! Wohl tausendmal schon habe ich diesen Rosenkranz für ihn gebetet und hoffe meine schwere Schuld geföhnt zu haben! Das aber grämt mich und schmerzt mich in der Seele, daß ich bestimmt voraussehe, daß auch mein Sohn in wenig Jahren verachtet, verstoßen und verlassen, wie ich, hier in diesem Winkel verschmachten wird. Gott läßt seiner nicht spotten! — Denke an meine Worte“, sagte er dann, und eine Träne rann ihm durch die tiefen Furchen seiner tief eingefallenen Wangen; du bist noch jung, du wirst's erleben; und verübt dich selbst nie an deinen Eltern! —

Nach etwa zwanzig Jahren führte mich der Weg an demselben Hause vorüber, vor dem der alte Mann mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen gesessen, und — wie staunte ich! Ich sah wieder dieselbe Gestalt, blaß abgezehrt. Ich glaubte einen Geist zu erblicken. Ich trat zu dem alten Manne und rief ihn an mit seinem Taufnamen, den ich bis dahin nicht vergessen hatte. — Er sieht mich forschend an. „Wie?“ rief ich staunend, „wie, seid ihr noch unter den Lebenden?“ „Ihr müßt ja hundert Jahre alt sein?“ „Ihr meint wohl meinen Vater selig“, stammelte der alte Mann, „meinen Vater, der vor neunzehn Jahren gestorben ist? Der hat so geheißt, wie Ihr mich vorher genannt. Ja, ja, vor neunzehn Jahren hat er noch hier gesessen, wie ich, im Elend, und hat für seinen Vater selig gebetet, wie ich jetzt auch tue. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

So war's denn in Erfüllung gegangen, was jener alte Mann vorhergesagt. Hier sah sein Sohn; und wenn er nicht hier saß, so mußte er dort liegen in demselben kalten, feuchten, finstern Winkel, in welchem sein Vater und Großvater geschmachtet, und dort sollte auch er sterben, wo sein Vater und Großvater gestorben! — Ja, gerecht, o Gott, sind deine Gerichte! Gott läßt seiner nicht spotten; und was der Mensch sät, das wird er ernten!

### Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.

In der Akademiesitzung zu Paris wurde von einem wertvollen ägyptischen Dokument Mitteilung gemacht. Es ist eine gravierte Inschrift aus der Zeit des Königs Necho II. (610—594 v. Chr.) entdeckt worden, die von der durch Herodot traditionell weitergegebenen Kunde der Umschiffung Afrikas handelt. Aus dem Text geht hervor, daß der König einen Boten ausgesandt hatte, um die Kunde um die unbekannte Welt zu machen; daß dieser Bote zu Wasser in Ägypten wieder ankam, nachdem er an der Küste entlang fortgesetzt war; daß Necho den Boten in Barbastis (woher die Inschrift stammt) wieder empfing und schriftlich alle Erzählungen über die wunderbare Reise aufzeichnen ließ. Es ist das erstmal, daß ein offizielles Schriftstück bestätigt, daß die Ägypter die Umschiffung Afrikas vollzogen haben. Eine andere Inschrift von Necho II., welche durch das königliche Museum in Brüssel erworben wurde, erlaubt, das Ende der Fahrt auf das 12. Regierungsjahr des Königs, also das Jahr 599 v. Chr., zu setzen. Es ist leider nicht angegeben, wie lange der Bote zu der Fahrt gebraucht hat.

Der mit interessanten Erzählungen und vielen Illustrationen ausgestattete **Mariannhiller Kalender pro 1911** ist von den im Bergischmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

### Briefkasten.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise unserer Postulanten nach Mariannhill, ab Köln a. Rh., findet voraussichtlich am 15. September statt. Wenn nach rechtzeitig erfolgter Erfüllung aller Vorbereitungen (1 Monat vorher) die Schiffsfahrkarten bestellt sind, werden dem einzelnen Mitreisenden noch besondere Mitteilungen zugehen.

# St. Josephsgärtchen.

## Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer.

Der himmlische Vater hat den hl. Joseph zum Erzieher seines Sohnes auserwählt und ihm alle Eigenschaften verliehen, die eine so hohe Würde verlangt. Könnten sich daher die Lehrer und Erzieher der Jugend einen besseren Schutzpatron auserwählen, als ihn?

Wer kann wohl besser als der hl. Joseph den Lehrern jenen Geist des Glaubens und des Eifers einflößen, der ihn während seines ganzen Lebens in Erfüllung seiner Pflichten gegen Jesus beseelte, und der sie ebenfalls beseelen muß, damit sie die Kinder Gottes gut erziehen können? Denn so heilig und erhaben der Beruf des Lehrers ist, so groß und schwer sind auch die damit verbundenen Pflichten.

Der christliche Lehrer, der seinen Beruf richtig erfährt, muß denselben als den erhabensten nach dem Priestertume ansehen. Auch mit ihm, nicht nur mit den Eltern, teilt der himmlische Vater seine Vaterschaft; ihm ist nicht allein ein großer Teil der Pflichten übertragen, die naturgemäß und an erster Stelle den Eltern zukommen, sondern er ist noch mehr als diese ein Mitarbeiter Gottes in dem großen Werke der steten Erneuerung des Menschengeschlechtes. Denn seine Aufgabe ist es hauptsächlich, die jungen Wesen, welche das Wort der Allmacht ins Dasein gerufen, zu dem zu machen, was sie nach Gottes Willen sein sollen.

Die Erziehung ist so recht ein Werk väterlicher, uneigennütziger Liebe, voll aufopfernder, mühsamer Arbeit und hingebender Geduld, fortwährend unterstützt von Gottes Beistand. Sie setzt von seiten des Lehrers einen besonderen Beruf voraus, einen lebendigen Glauben und große Uneigennützigkeit, von seiten des Kindes Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zum Lehrer, sowie Gottesfurcht und Frömmigkeit. Da heißt es, beständig sich selbst aufopfern. Ein solches Opferleben aber schmeichelt weder der Eigenliebe, noch befriedigt es die Gewinnsucht.

Christliche Lehrer, die ihr dies Opfer gebracht und noch beständig bringt, schauet nach oben und blicket auf den himmlischen Vater, der euch segnet! Hunderisfach wird er euch vergelten, was ihr dem geringsten seiner Kinder getan, wie er den hl. Joseph so hoch erhob und verherrlicht hat, weil er seinen eingeborenen Sohn in Armut und Demut großgezogen. Erwartet nichts von der Welt, denn klein ist die Zahl derer, die eure Hingabe an euren erhabenen Beruf zu schätzen wissen. Der Glaube vielmehr sei euer Trost, der euch sagt, daß erste Tugend nur durch Demütigungen bewährt wird, und daß wahres Verdienst vor dem Offte des Stolzes nirgends sicherer ist, als in unbekannter Verborgenheit. Treuet euch, auch hierin dem hl. Joseph ähnlich zu sein, der trotz seines erhabenen Berufs unbeachtet durchs Leben ging.

Nehmet den hl. Joseph zum Vorbild in jeglicher Tugend. Er wird euch helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich euch im großen Werke der Erziehung der Jugend entgegenstellen. Weihet ihm all eure Arbeiten und Sorgen, befehlet ihm eure Schöpfung an und lehret sie ihn lieben und verehren!

Er allein wird mehr zu einem guten Erfolge beitragen, als all eure Anstrengungen.

## Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Wie die Nacht des geistlichen Befehles, so lernte Clemens Brentano an Anna Katharina auch die Kraft des priesterlichen Segens kennen. Er berichtet: „Sie erzählte mir: „Ich bin durch körperliche und Seelenleiden, sowie durch die schreckhaften Bilder, die mir im Geiste gezeigt werden, oftmals dem Tode nahe. Ich verschmachte dann und habe keinen Tropfen



Herz Mariä.

Wasser, weil ich mich nicht rühren kann.“ Bei diesen Worten reichte ich ihr zu trinken, und da ich den Rand des Glases mit Weihwasser bestrich, sagte sie: „Das ist Wein! Wein aus dem Kirchengarten!“

In einem anderen Tage saß ich in ihrem Zimmer, während sie im Schauen war. Da sie, ohne aus dem Gesichte zu kommen, schwer zu stöhnen begann, nahte ich ihr mit dem Trinkglase, das neben ihr stand und immer geweihtes Wasser enthalten sollte. Ich fragte sie, ob sie trinken wolle, allein sie schüttelte, bleich und elend aussehend, mit dem Kopf und sprach mit der Stimme einer Verschmachten: „Ich muß ein wenig von Priesterhand gesegnetes, frisches Wasser haben. Es sind zwei Priester ganz nahe bei mir. Sie haben diese Kraft Gottes, aber sie vergessen mich, und ich muß verschmachten. Gott will, daß ich davon lebe.“ — Ich begab mich sogleich in die naheliegende Stube des Abbe Lambert und fand wirklich ihren Beichtvater bei demselben, was weder ich noch sie ge-

wußt hatte, weil wir ihn abwesend glaubten. Der letztere segnete frisches Wasser und ich brachte es ihr. Sie trank willig und sagte: „Ich bin erquickt.“

Bei einem anderen Anlasse hörte ich sie über den priesterlichen Segen die Aeußerung tun: „Es ist gar traurig, wie nachlässig in unsern Tagen die Priester mit dem Segnen sind. Es ist, als wissen sie oft nicht mehr, was der Priestersegens ist; viele glauben kaum daran und schämen sich des Segens als einer veralteten und abergläubischen Ceremonie. Viele endlich gehen mit dieser heiligen, von Jesus Christus ihnen gegebenen Kraft und Gnade ganz gedankenlos und oberflächlich um. Wird das Segnen an mir veräußert, so empfangen ich wohl zuweilen von Gott den Segen; aber da der Herr das Priestertum eingesetzt und ihm die Gewalt der Segnung übergeben hat, muß ich oft aus Sehnsucht nach dem hl. Segen beinahe ver-schmachten.“

Der Pilger (Brentano) konnte sich von der Wahrheit dieser Worte fast täglich überzeugen, sodaß es ihn jedesmal sehr schmerzlich berührte, wenn sie in Abwesenheit des Beichtvaters nach geweihtem Wasser verlangte, und dieser vergessen hatte, solches zu bereiten. Da er sie einmal in glühender Fieberhitze mit vertrocknetem Mund und Gaumen fand, holte er ihr ein Glas frischen Wassers, das er vor der geschlossenen Zimmertüre nach bester Meinung segnete. Die Verschmachten empfangen ihn aber lächelnd mit den Worten: „Ach, warum sind Sie doch kein Priester!“ und auf sein Erstaunen gestand sie, daß sie ihn durch die geschlossene Türe das Wasser habe segnen sehen. Diese Wahrnehmung machte auf ihn einen ganz eigenen Eindruck; aber noch viel mehr wurde er überrascht, als ihm einmal plötzlich die Gewißheit wurde, Anna Katharina lese selbst seine geheimsten und flüchtigsten Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

### Der geistliche Kampf.

Es fügte sich, daß der selige Heinrich Suso einmal, um zu predigen, in das Land zog. Und da er in ein gemeinsames Schiff kam auf dem Bodensee, saß darin unter anderem ein stattlicher Rittersmann, der trug höfliche Kleider. An ihn machte er sich heran und fragte ihn, welcher Standes er wäre. Er sprach: „Ich bin ein Abenteurer und bringe die Herren zusammen zum Turnier. Da sieht und sticht man, und wer es am allerbesten tut, dem gibt man die Ehre und ihm wird der Lohn.“

(Er sprach:) „Was für ein Lohn?“

Der Ritter entgegnete: „Die schönste Frau, die da ist, gibt ihm einen goldenen Fingerring an seine Hand.“

Da fragte er abermals: „Sag mir, Lieber, was muß einer tun, daß ihm die Ehre werde und der Fingerring?“

Er sprach: „Wer allermeist Streiche und Gedränge erleidet und darin nicht verzagt, sondern festlich und männlich sich geberdet (aushält), der fest im Sattel sitzt und sich schlagen läßt, dem wird der Preis gegeben.“

Und er fragte wiederum: „Ach sage mir: Wenn einer nur im ersten Anrennen mutig ist, ist das genug?“

Der Ritter sprach: „Nein, er muß vielmehr das Turnier aushalten, und würde er geschlagen, daß ihm

das Feuer aus den Augen sprüht und das Blut aus Mund und Nase strömt, er muß all das leiden, wenn er den Preis gewinnen will.“

„Wie aber, lieber Freund, darf er nicht weinen oder traurig sich gebärden, wenn er so übel geschlagen wird?“

„Nein, und wenn ihm selbst das Herz im Leibe ergreift, er darf dergleichen nicht tun, muß sich vielmehr fröhlich stellen, sonst würde er zum Spott und verlöre die Ehre und den Fingerring.“

Ob dieser Rede war der Selige in sich selbst geschlagen, er seufzte inniglich und sprach: „Ach, würdiger Herr, müssen die Ritter dieser Welt solche Leiden ertragen um so geringen Lohn, Gott, wie ist es dann so billig, daß man um den ewigen Preis noch viel mehr Mühen erleidet! O Herr, wäre ich doch würdig, dein geistlicher Ritter zu werden! Oha, schöne, münchliche ewige Weisheit, deren Gnadenreichtum nichts gleich kommt in allen Landen, möchte doch meiner Seele von dir jener Fingerring werden! Ach, darum wollte ich leiden, was du nur immer wolltest!“ — Und er weinte vor übergroßem Ernst, der ihn erfaßte.

### Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Der Anblick der aufgespeicherten Vorräte hatte für mich etwas herzerquickendes. „Mag da kommen, was will,“ dachte ich bei mir, „soweit ist sicher, an Hunger und Not werden wir nicht zu leiden haben.“

Ich verließ die Höhle wieder und hielt eine kleine Umschau über das eigentümliche Tal. Mein Blick schweifte hinauf zu dem hohen Felsenriff, an dessen Frontseite viele unserer Krieger bemerkbar waren, die aber aus solcher Ferne gesehen, den reinsten Fliegen gleichen. Vom Rande des Felsens kam ein dünner Wasserstrahl nieder; er war in seinem Oberlaufe fein und zart wie ein Silberfaden, machte dann einen tiefen Fall, zerfiel an den rauhen Felsen in ein Wölkchen Sprühregen, in dem die Sonne einen Regenbogen bildete, und versank zuletzt am Fuße des Berges in einem dunkeln Teich.

Von der Sibaya her hörte ich das zutrauliche Gemurmel der Kühe, das Meckern munterer Ziegen, und sah, wie Weiber leichten Schrittes, mit der Milchkalabasschen auf dem Kopfe zum Viehtrale eilten. Ein Schwarm leichtgekleideter Kinder führte mit Waffen aus Rohr unter lautem Lärm und Toben Kriegsspiele auf. Ach, die Aermsten ahnten nicht, wie bald statt des harmlosen Spieles blutiger Ernst eintreten sollte. Das Bild war so friedlich und schön; darüber aber stieg mit siegender Helle der rosenfarbige Morgen empor, küßte den braunen Scheitel des Berges und ließ allmählich die über dem Tale sich lagernden dunklen Schatten verschwinden.

Gemütlich weiterschleudernd, fand ich mich bald am Fuße des Pfades, der nach der Klippe führte. Eine innere Stimme trieb mich an, da hinaufzusteigen. Ich wollte doch sehen, was es dort oben Schönes gebe. Der Weg war sehr enge, selbst an den weitesten Stellen kaum 3—4 Schritte breit und nicht selten sich zu einem schmalen Fußpfad verengend. In beständigem Zickzack ging es höher und höher hinauf. Manchmal ragte der Felsen, über welchen der Pfad gerade führte, über die darunter liegenden Felsmassen hinaus, sodaß man unter sich einen jähen Abgrund und in der Tiefe

das sich weit ausdehnende Tal erkennen konnte. An anderen Stellen hingen solche Felsen quer über den Weg, und man mußte sich tief bücken, um da hindurch zu kommen.

Endlich war ich oben! Ich schöpfte Atem aus voller Brust und überließ mich den Eindrücken des so herrlichen Panoramas. Der Berg weitete sich oben zu einem beträchtlichen Plateau und die strahlende Morgen Sonne warf ein breites, purpur gefärbtes Lichtband über seinen Kamm. Jede Kuppe und Rinne des Ingei-Berges war, soweit das Auge reichte, vom Sonnenlicht wie von tausend Brillanten in Rot und Gold überflutet. Es war in der Tat ein herrlicher Anblick, und dennoch machte mich eine unheimliche Ahnung plötzlich in innerster Seele erschauern. Das viele „Rot“ in dem farbenreichen Gemälde deutete auf Blut! — War nicht ohnehin schon das ganze weite Land dort draußen durch die grausamen Torden Tschakas mit Blut getränkt, und was sollten diese roten, buntfarbigen Bergespitzen anders bedeuten, als neues schreckliches Blutvergießen? We-Mamö!

An Blut und Schrecken erinnerte mich auch der Inhlati (Wald des Impetyne, den ich zu meiner Rechten in unheimlicher Nähe erblickte, der Berg, auf dem ich, starr vor Entsetzen, so lange Stunden verlebt hatte.

Ein Haufen junger Männer war fleißig an der Arbeit, Steine auf eine Klippe hinaufzuschaffen, die über die Klust hinausging, welche wir Tags zuvor passiert hatten. Ein mächtiger Haufen Steine war daselbst schon aufgehäuft, und man schaffte ständig neue herbei. Ein Kehla, der mich gewahr wurde, forderte mich sogleich auf, ebenfalls mit Hand an's Werk zu legen und Steine zu wälzen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, denn ich erkannte rasch die Bedeutung dieses neuen Bollwerks. Zwei Stunden etwa mochte ich mitgearbeitet haben, als unter Anführung eines Kehla (älteren Bürgers) eine zweite Abteilung von ca. sechzig Insizwas (junger Burschen) auf dem Plan erschien. „Hambani, nisul umlomo, geht und wischt den Mund ab,“ d. h. schaut, daß ihr etwas zu essen bekommt, rief uns der Führer zu und entließ uns damit von der Arbeit.

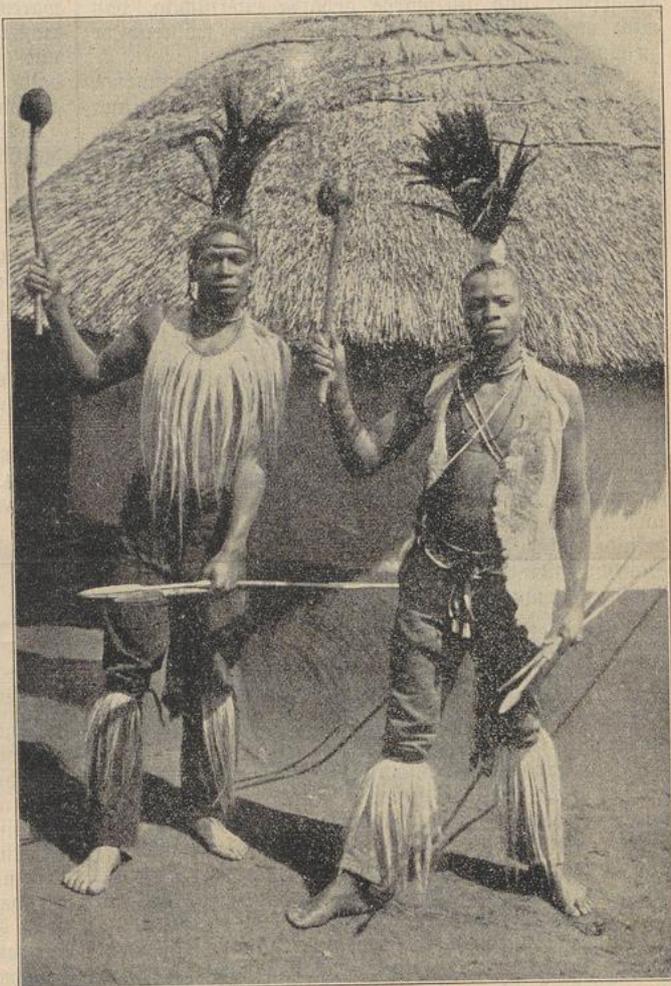
Die übrigen kletterten fröhlich den Fußpfad hinab, im Lager eine Stärkung zu nehmen, ich aller wanderte einer Bergspitze zu, welche um etwa 100 Fuß über das Bergplateau emporragte, und die offenbar eine weite Fernsicht gewähren mußte. Ich erklimmte die Spitze und fand, da einen Kehla auf einem Felsblock sitzend, der unverwandten Auges in die weite Ferne spähte.

Erstaunt war ich zunächst über die herrliche, unermesslich weite Aussicht. Da war der Umtavuna! Wie eine Riesenschlange wand er sich im Sonnenlicht zwischen wellenförmigen, mit frischem, saftigem Grase bedeckten Hügeln dahin. Zu meiner Rechten, in weiter, weiter Ferne, erhob sich der große Berg der Amavondo. Wie ein gewaltiger Inkoji stand er da in seiner einsamen Größe. Doch eines fiel mir auf, und berührte mich sehr schmerzlich: aus der ganzen, Meilen und Meilen weiten Landschaft, die vor meinen Augen

ausgestreuet lag, erhob sich kein einziges Wölkchen Rauch, noch war darin sonst ein Zeichen menschlichen Lebens zu entdecken. Das ganze Land war tot, wie ausgestorben, wie hingemordet.

Jetzt erst blickte ich den Kehla wieder an, der auf der äußersten Bergesspitze saß, und mir in diesem Augenblicke grimmige Blicke zuwarf. „Wo hast du gekämpft?“ herrschte er mich an.

Ich deutete mit der Rechten in die graue Ferne



Basuto mit Wurfskeule.

und sprach: „Dort drüben, da focht ich unter Ngokwennyama gegen die Zulus.“

Da grinste er mir mit zufriedenen Lächeln zu, machte eine energische Handbewegung und sprach: „Mlmani“, greift zu den Waffen, denn die Zulus werden wieder kommen.“

Ich verließ den Alten mit einem freundlichen „Mlala kahle, gehab dich wohl“, denn ich fühlte allmählich Hunger. Den Felsenpfad hinabsteigend, traf ich bald eine Gesellschaft junger Männer, die eben ein Mahl von frisch gerösteten Maiskörnern einnahmen. Ohne viel Zeremonien setzte ich mich zu ihnen hin und griff wacker zu.

Da ich Ngokwennyama, den ich nunmehr als meinen Anführer betrachtete, diesen Morgen noch nicht gesehen hatte, so fragte ich nach ihm und erhielt die Auskunft, er sei schon vor Tagesanbruch mit der ganzen berittenen Mannschaft, soweit sie noch dienstfähig war, zum Rekognoszieren ausgeritten. Viele von seiner alten Kompagnie hatten allerdings, weil verwundet, zurückbleiben müssen, dafür hatte er aber neue Mannschaften requiriert, die freien Pferde zu besetzen. Auch mein Pferd war mit der Gesellschaft ausgerückt, und ich wurde gehörig eifersüchtig, daß mich mein Injosi zurückgelassen hatte, während er zu einem kühnen Streifzug auszog.

Nach ein paar Stunden kam Ngokwennyama mit seiner Truppe zurück. Er erblickte mich sofort und rief mir lachend zu: „Holla, Injitiwa! Noch nicht tot, wie ich sehe? Fürwahr, du mußt einen dicken Schädel haben, wenn du noch imstande bist, umherzugehen, nachdem du solche Kopfhiebe davongetragen!“

Ich grüßte militärisch, rief „Injosi!“ und bat, mich bei einem zweiten Streifzug nicht mehr zurückzulassen. Er erwiderte lachend: „All right, schon gut, schon gut, mein wackerer Junge! Halte dich nur immer tren an meiner Seite, Injitiwa; an lustigen Abenteuer soll dir's dann nicht fehlen.“

Inzwischen hatten sich rings um Ngokwennyama die Führer, Hauptleute versammelt; sie wollten hören, welches Resultat die Rekognoszierung gehabt hatte. Da vernahmen sie, daß eine Abtheilung Zulus, wahrscheinlich dieselbe, die Tags zuvor so hartnäckig hinter uns her war, sich gegenwärtig im Ihlati (Walde) befinde. „Es sind ihrer alles in allem kaum 1000 Mann“, meinte Ngokwennyama, „wir aber sind über 4000. Darum keine Furcht! Es ist absolut keine Gefahr, so lange uns nicht Tschakas gesamte Streitmacht angreift.“

Das wirkte beruhigend. Trotzdem wurden alle Feuer im Lager ausgelöscht; die Verteidiger besetzten die Barrikaden und verammelten sorgfältig alle Zugänge.

Ich selbst postierte mich, Affegai und Streitart in der Hand, an der äußeren Mauer. In einem Abstand von drei Fuß hatte man an der Innenseite der Mauer, welche sich halbmondförmig anlegte, Bänke aus Rasen aufgeführt. Hier saßen etwa zwei Duzend Injizwas und hielten fleißig Ausschau durch die Oeffnungen, die man in der Wand gelassen hatte.

Zwei Stunden mochten wohl vergangen sein, noch immer erblickten wir keine Spur von einer Annäherung des Feindes. Erst als die Sonne schon hoch im Mittag stand und ihre Strahlen fast senkrecht auf die Erde sandte, hörten wir einen eigentümlichen Laut. Es war, als ob jemand beim Ersteigen der Luft ein Steinchen zum Rollen gebracht habe. In lautloser Spannung schauten wir alle auf.

Siehe, da kamen zwei Zulus um die Ecke herumgeschlichen und stießen beim Anblick der stachelichten Mauer, die so unerwartet und drohend vor ihnen aufstieg, ein „Wo“ der Ueberraschung aus. Langsam und vorsichtig näherten sie sich, bis sie nur noch wenige Schritte von der Schanze entfernt waren. — Alles still; kein Lebenszeichen ringsumher, mit keinem Laut verrieten wir uns. Die Injizwas aber lagen auf der Lauer wie Tigerkaten zum Sprunge bereit.

Da werden die Zulus plötzlich stutzig, sie schöpfen Verdacht und fliehen eiligst zurück. Da, mit einem

Schlag, wird die Mauer lebendig. Eine Wolke von Affegais fliegt durch die Luft und die beiden Zulus stürzen schwer getroffen nieder. Ein jeder war von so vielen Affegais durchbohrt, daß sie aussahen wie ein Jungungumbane (Stachelschwein). —

In höchster Spannung warteten wir noch einige Minuten, denn wir wußten nicht, ob die beiden Zulus bloße Spione gewesen, oder der Vortrab der ganzen Zuluarmee. Die Leichen lagen im heißen Sonnenbrand, die Beine verdreht, wie sie gefallen waren, und die verglasten Augen zum Himmel gerichtet. Noch immer floß Blut aus ihren Wunden und sammelte sich in kleine rote Lachen, die sich bald schwarzbraun färbten, während zahllose Fliegen mit eintönigem Gesumme um sie schwärmten.

Plötzlich fällt von oben her ein Schatten auf die Erde; ein paar Nasgeier schwebten über unseren Häuptern. Da befahl der alte Kehla Njikova (Nachteule), die Leichen in die Umwallung hineinzuziehen, da sonst der Feind, wenn er die Geier in der Luft kreisen sähe, Verdacht schöpfen würde.

Nur zaudernd und äußerst behutsam machten die Injizwas eine kleine Oeffnung am Eingang; ein halbes Duzend stahl sich hinaus, warf furchtsame Blicke die steile Klust hinab, saßen sodann in aller Hast die Leichen an den Beinen und schleppten sie in die Umfriedung herein. Wir zogen die Affegais, die noch immer in ihnen steckten, heraus, schleppten die Leichname zu einer tiefen Felsenspalte, warfen sie hinein und rollten ein paar Steine darüber. „Hhhalani kahle, 'ma Zulu, gehabt euch wohl, ihr Zulus“, riefen ihnen die Injizwas als letzten Abschiedsgruß zu. —

(Fortsetzung folgt.)

### Irrium und Umkehr.

(Eine wahre Geschichte.)

Der Holzbauer in Essendorf war ein ganz netter Mann, nur etwas stolz, aufbrausend und kurzichtig. Er hatte ein schönes, großes Haus, ein braves Weib, eine prächtige Wirtschaft in Haus und Feld, und dazu noch bares Geld. Da er aber stolz war, so fühlte er sich, wie man in der Gegend sagte. Er war gut katholisch, erfüllte ganz genau seine religiösen Pflichten und ging auch oft in der Woche, wenn die Arbeit nicht allzusehr drängte, zur hl. Messe. Nur mit dem Pfarrer stand er nicht im besten Einvernehmen. Warum? Das wußte der Holzbauer selbst nicht. Er hatte so von vornherein, vielleicht durch anderer Geschwäg, eine Abneigung gegen den Herrn Pfarrer gefaßt. Geschah etwas mißliches im Dorfe, oder widerfuhr dem Holzbauer ein vermeintliches Unrecht, so setzte er es immer auf Rechnung des Pfarrers, der doch der edelste Mann war, den man weit und breit finden konnte.

Allein der Holzbauer war kurzichtig, und daß der Herr Pfarrer ein guter Mann sein sollte, das wollte ihm gar nicht einleuchten. Sein braves Weib machte ihm oft Bemerkungen darüber, allein der Holzbauer war stolz und ließ sich nichts ausreden, wie er sagte. Und wenn sein Weib allzusehr die Partei des Herrn Pfarrers ergriff, dann konnte er sogar fuchswild werden, und die brave Frau sand es am besten, zu schweigen.

Ueber der Stubentür des Hauses befand sich schon seit langer, langer Zeit ein hölzernes Schild, worauf geschrieben stand: „Alles für Jesus, Maria

und Josef.“ Und da der Holzbauer gut katholisch war oder wenigstens es sein wollte, so blieb er dem Brauche seiner Väter treu und ließ das Schild sein. Auch die Wirtschaft ging seit langen Jahren gut, da alle im Hause, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde gemäß den Worten dieses Schildes arbeiteten, beten und leben mußten.

Aber eines Morgens war das Schild verschwunden; wie man sah, war es heruntergerissen worden, denn man erblickte noch die Nägel, woran es befestigt gewesen. Wie war das gekommen? Der Holzbauer war über Nacht erliberal geworden und mochte das Schild über der Haustüre nicht mehr leiden. Er hatte nämlich auf dem Gymnasium der nahen Stadt L. einen Buben von zwölf Jahren, der sollte dereinst

schuldb und seinen Fleiß beteuert und mit bewundernswürdiger Ueberzeugung und Sicherheit den Herrn Pfarrer als Urheber seines Unglückes bezeichnet. Der Herr Pfarrer, so hieß es dann, habe ihn bei den Lehrern angeschwärzt, weil er ihn wegen seines Vaters ja doch nicht leiden könne, und das sei die Ursache, warum er nicht vorankomme und warum die Lehrer ihm immer so feindlich gesinnt seien. Weiter bedurfte es ja keines Beweises für den Holzbauer, sobald es sich um den Herrn Pfarrer handelte. Dieser war ja sein größter Feind und konnte ihm kein Glück und keine Freude gönnen, nach seiner Ansicht wäre es ja dem Herrn Pfarrer ein Stich ins Herz gewesen, wenn des Holzbauers Sohn an dem Gymnasium in der Klasse obenan gefessen hätte. Als nun erst das Ende des



Straße in Peter-Mariburg.

ein gelehrter Mann werden. Aber dieser Bube war faul und tat nichts, und am Ende des Jahres war es mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her, so daß die Herren Lehrer es für gut fanden, den jungen Studenten auf Sexta zurückzuhalten, damit er's Latein und Rechnen gründlicher studiere. Aber damit war der Holzbauer nun gar nicht zufrieden, und für den jungen Gelehrten mochte es Schläge oder sonstige Liebkosungen absetzen, welche die Kinder nun einmal von Natur aus verabsehen. Da aber Kinder sehr oft mit einem manchmal klaimenswerten Scharfsinn die schwache Seite ihrer Eltern erkennen, so war auch dem jungen Holzbauer die Abneigung seines Vaters gegen den Herrn Pfarrer, sowie der Leichtsin, mit welchem ersterer diesem alles, was ihm nicht recht war, in die Schuhe schob, nicht entgangen. Darauf nun hatte der junge Diplomat seinen Plan gebaut.

Schon verschiedentlich während des Jahres hatte der junge Unichtgut, wenn die schlechten Zeugnisse, die er nach Hause brachte, dem Vater nicht recht behagen wollten, unter Strömen von Tränen seine Un-

schuld und seinen Fleiß beteuert und mit bewundernswürdiger Ueberzeugung und Sicherheit den Herrn Pfarrer als Urheber seines Unglückes bezeichnet. Der Herr Pfarrer, so hieß es dann, habe ihn bei den Lehrern angeschwärzt, weil er ihn wegen seines Vaters ja doch nicht leiden könne, und das sei die Ursache, warum er nicht vorankomme und warum die Lehrer ihm immer so feindlich gesinnt seien. Weiter bedurfte es ja keines Beweises für den Holzbauer, sobald es sich um den Herrn Pfarrer handelte. Dieser war ja sein größter Feind und konnte ihm kein Glück und keine Freude gönnen, nach seiner Ansicht wäre es ja dem Herrn Pfarrer ein Stich ins Herz gewesen, wenn des Holzbauers Sohn an dem Gymnasium in der Klasse obenan gefessen hätte. Als nun erst das Ende des

Jahres gekommen war, und der kleine Bruder Lüderlich mit der Meldung nach Hause kam, er sei durch die Feindseligkeit des Pfarrers und der Lehrer nicht zur Quinta zugelassen worden, und dazu weinte und heulte, daß es eine Art hatte, da war für den Holzbauer das Maß voll. Da war der Herr Pfarrer ein Diefer und Jener, und die Lehrer waren Pantoffelhelden, und er, der Holzbauer, wollte nicht mehr Holzbauer heißen, wenn er noch je zur Kirche und zur Beichte ginge. Und dabei rumorte und wütete er im Hause herum, riß das Schild über der Türe weg, und Frau und Tochter, Knechte, Mägde zitterten und wußten nicht, was für ein Geist in den Herrn des Hauses gefahren war.

Sein böses Gelübde hielt er wirklich fünf Jahre lang, ging nicht einmal des Sonntags mehr zur hl. Messe, nicht mehr zur Beichte und Kommunion, betrat überhaupt keine Kirche mehr und war erboft auf Pfaffen und Belbrüder und all den Bettel, wie er sagte. Auch Knechte und Mägde hielt er fortan nicht mehr zum Kirchenbesuch und zu einem

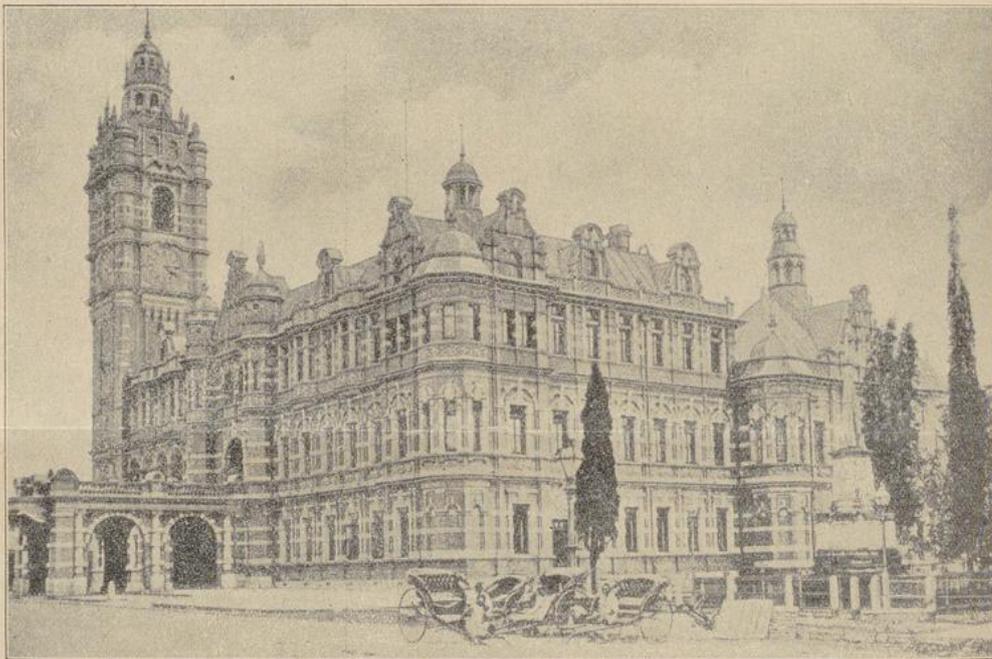
geordneten, religiösen und sittlichen Leben an, schalt sie sogar aus, wenn der eine oder andere seinen religiösen Pflichten nachkommen wollte.

Seinen Sohn schickte er weit weg nach einem anderen Gymnasium, denn er, der Holzbauer, konnte es ja bezahlen. Dort aber machte dieser selbstverständlich keine besseren Fortschritte als in L. Da gab er wieder die Schuld anderen Pfaffen, die seinem Sohne es doch am Gesichte ablesen mußten, daß er der Sohn des liberalen Holzbauern sei, und ihn deshalb nicht leiden mochten.

Der arme Holzbauer! Mit dem Schilde über der Stubentür, mit der Religion war auch der Segen aus dem Hause gewichen. Wo keine Religion ist, da sind auch selten Ehrlichkeit und gute Sitten!

Seinen Kummer und Verdruß verschleuderte er im Wirtshaus, welches ihm allmählich zum Heim geworden war, während zu Hause sein braves Weib und seine guten Töchter sich härmten und beteten, und vergebens warteten auf die Befehring ihres Vaters. Verschiedentlich hatte der Herr Pfarrer ihn mit liebenden Worten zu ermahnen gesucht, aber immer vergebens, denn mit dem Pfarrer, dem Urheber all' dieses Elendes, wollte er ja nichts zu schaffen haben. Das Verderben nahte mit Riesenschritten. Ehe fünf Jahre vorüber waren, da war dem Holzbauer Haus und Hof verkauft. Noch acht Tage, da mußte er ausziehen aus seinem Heim, wo er ehemals so häuslich gewesen.

Was sollte jetzt aus ihm, seiner Frau und seinen



Rathaus in Peter-Maritzburg.

Knechte und Mägde fingen an, sich über Gott und Gottesgebote hinwegzusetzen, arbeiteten nur dann redlich, wenn sie überwacht waren und stahlen, wo sich nur immer ihnen eben Gelegenheit bot. Der Holzbauer selbst, der früher selten und nur zur Erholung das Wirtshaus betrat, suchte jetzt oft und vorzugsweise liberale Gesellschaft auf, um als Freidenker über Gott und Kirche zu spotten und ein gescheidter Mann zu heißen. So mußte es denn mit der Wirtschaft jäh abwärts gehen.

Der Holzbauer sah bald ein, daß er sich auf diese Weise zu Grunde richtete; aber durfte er umkehren? O nein, denn was hätte die Welt, was hätten seine Freunde dazu gesagt? Er wurde mit jedem Tage erbitterter, erboster auf Gott und die Pfaffen, unzufriedener mit sich selbst. Da das gesellschaftliche Leben große Ausgaben verursachte, und sein Söhnchen am Gymnasium auch sein Teil Taler kostete, die Einnahmen aber infolge der schlechten Wirtschaft von Jahr zu Jahr sich verringerten, so stürzte er sich in Schulden, die ihm auf dem Herzen lasteten wie Steine.

Kindern werden? Finster lag die Zukunft vor ihm und in seiner Verzweiflung klagte er Gott und die Pfaffen an und wollte nicht glauben, daß er selbst die Schuld an all' diesem Elend trage. Manchmal wohl überkamen ihn die Gedanken der Reue und Rückkehr, oft wohl sagte ihm sein guter Engel ermahmend: „Holzbauer, Holzbauer, lehre um, vielleicht ist es noch Zeit, dich zu retten“, aber der böse Geist, der ihn seit langem beherrschte, verschleuderte diese Lichtgedanken.

So saß er denn eines Morgens in seiner Stube, einige Tage bevor er das Haus räumen mußte, und starrte in finstere Gedanken versunken, vor sich hin. Da klopfte es an der Türe, und herein trat mit seinem freundlichen „Guten Morgen“ der Herr Pfarrer. Der Holzbauer wollte aufspringen, aber das freundliche Gesicht des Herrn Pfarrers hielt ihn gefangen.

„Holzbauer“, hub der Pfarrer an, „ich habe euer Unglück erfahren, und bin gekommen, euch zu raten und zu helfen, wenn ihr meine Hilfe nicht zu verjähmen gesonnen seid.“

Der Holzbauer schaute den Pfarrer verwundert an und konnte nicht begreifen, wie sein Feind so lieb und gütig zu ihm sprechen konnte.

Dieser aber fuhr fort: „Hier sind 3000 Mk., die will ich euch zur Verfügung stellen, damit ihr wieder etwas anfangen und mit Gottes Hilfe euch wieder emporarbeiten könnt. Ich bitte euch, daß ihr es mir nicht übelnehmt, und empfanget dieselben aus der Hand eines Freundes, ich meine es gut.“ Und er legte ein Säckchen mit Goldstücken auf den Tisch. Kein Wort des Vorwurfes kam über die Lippen des menschenfreundlichen Pfarrherrn.

Der Holzbauer war wie vom Donner gerührt; das einzige, was er hervorbringen konnte, war: „Verzeihung, Herr Pfarrer,“ und dabei stürzte er dem edlen Manne zu Füßen. Der Pfarrer aber hob ihn freundlich empor, drückte ihm die Hand und verschwand.

Der Holzbauer ist mit Gottes und des Pfarrers Hilfe wieder ein wohlhabender Mann geworden. Sein Haus ist ein Muster der Frömmigkeit und Gottesfurcht. Der Holzbauer selbst ist weit und breit als der bravste, religiöseste und ehrlichste Mann bekannt, den es gibt. Und wenn er auch manchmal hört, daß dumme Spötter über ihn lachen, so zuckt er mitleidig die Achseln und kehrt sich nicht darum. Und er hat Recht.

Und sein ungeartetes, gelehrtes Söhnchen? fragt der neugierige Leser.

Nun, lieber Leser, wenn du einmal nach Ellendorf zu kommen Gelegenheit hast, so befrage dich nach dem Kaplan des Herrn Pfarrers, und ein jeder wird dir seine Gewissenhaftigkeit, Treue und Liebenswürdigkeit rühmen, der brave Herr Pfarrer ist dabei nicht ausgenommen. Und dieser beliebte und allverehrte Herr Kaplan ist der Sohn des Holzbauers. Ihr seht, daß ein guter Mann, wie der Herr Pfarrer, auch aus einem ungeratenern Jungen etwas Tüchtiges machen kann.

### Die Liebe eines Pfarrers.

Im deutsch-französischen Kriege vor 40 Jahren kam eine Abteilung unserer deutschen Truppen in ein Dorf Frankreichs. Todmüde freuten sie sich darauf, ein gutes Nachtlager und gute Verpflegung zu finden. Aber siehe, kaum hatten sie die Augen geschlossen, da wurden sie aus dem Schlafe durch Gewehrschüsse erweckt; es waren sogenannte Franktireurs, die in feiger Weise die deutsche Abteilung überfielen. Es gelang den Deutschen, sich dem Angriff zu entziehen. Am nächsten Tage wurde nachgeforscht, wer die Täter gewesen. Soviel stellte sich heraus, daß dieselben der Bevölkerung des Dorfes angehörten, der Personen aber konnte man nicht habhaft werden.

Der die Abteilung befehlige Offizier legte auf eine Anzahl von Männern des Dorfes Hand, indem er sie als Geiseln gefangen nehmen und in Fesseln nehmen ließ. Nach drei Tagen sollten die Geiseln unbarmherzig erschossen werden, falls die eigentlichen Täter sich nicht meldeten oder angegeben würden. Da nichts ans Licht kam, schien es, daß den Geiseln nichts anderes erübrigte, als sich auf den Tod vorzubereiten. Die Gemeinde erfreute sich eines Pfarrers, der ein Mann nach dem Herzen Gottes war — ein Engel der Liebe und ein Apostel seiner Gemeinde. Tag und Nacht mühte er sich ab, seine gefangenen Pfarrkinder auf den Tod vorzubereiten. Es gelang ihm bei allen; nur ein einziger blieb regungslos und



Der neue König von England Georg V. im Kreise seiner Familie.

verstorbt, er wollte nicht an Gott glauben und setzte den Bemühungen des Pfarrers nur Hohn und Spott entgegen. Den guten Pfarrer schauderte es, einem Menschen zu begegnen, der im Angesichte des Todes und der Ewigkeit kalt und unbekehrt war. Der wadere Seelsorger eilte zu dem deutschen Offiziere und bat denselben, diesen Gefangenen doch nicht erschießen lassen zu wollen; „denn“, sagte er, „er wird nicht nur sein Leben, sondern auch seine Seligkeit verlieren. Wenn Sie“, fuhr er fort, „absolut die bestimmte Zahl von Geiseln erschießen lassen wollen, und wenn es Ihnen so sehr darauf ankommt, daß gerade so viele und kein einziger weniger, Ihrem Urteil anheim fallen sollen, so kann es Ihnen doch unmöglich darauf ankommen, daß gerade dieser Mann erschossen werden soll. Erlauben Sie doch, daß ein anderer, der besser vorbereitet ist, an seine Stelle trete.“ Der Offizier erklärte sich damit einverstanden, daß der betreffende Gefangene losgegeben

werde und ein anderer beliebiger an seine Stelle trete. Als man am folgenden Tage die Geiseln musterte, traute man kaum seinen Augen, als man bemerkte, daß kein anderer als der Pfarrer selbst der Ersagmann war. Er hatte sein eigenes Leben hingeben wollen für die Seele seines ungläubigen Pfarrkinds.

Was aus dem Pfarrer und den übrigen Geiseln geworden, haben wir nicht erfahren können. Wenn der Pfarrer und die übrigen auch dem Tode des Erschießens entgingen, das Verdienst und die Liebe dieses tapferen Geistlichen ist und bleibt über alles Lob erhaben. An ihm hat sich bewahrheitet das Schriftwort: „Eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben hingebe für seine Freunde.“ Diese Liebe aber, die die Welt freilich kaum kennt, hat ihren Grund und ihre Wurzel in der Liebe desjenigen, der nicht so sehr für seine Freunde, als vielmehr für seine Feinde sich in den Tod gegeben hat. Siehe auf ihn, der als Kind in der Krippe zu Bethlehem liegt. Ein überaus freundliches Bild und doch das Bild eines Menschenfreundes, der lediglich zu dem Zweck in die Welt gekommen ist, um sich für uns in den Tod hinzugeben.

### Sür unsere Studenten.

In Würzburg hat sich vor kurzem eine „Convictgesellschaft Lohr a. Main m. b. H.“ gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, in Lohr (Unterfranken, Bayern), ein Knaben-Convict zu bauen, um befähigten Knaben den Besuch der höheren Lehranstalten daselbst, insbesondere in finanzieller Hinsicht, zu erleichtern. Diese Gesellschaft hat es nicht auf den materiellen Gewinn abgesehen. Die Mariannhiller Mission ist durch ihren Procurator an derselben mit der begründeten Hoffnung beteiligt, von der Zeit der Eröffnung dieser neuen Anstalt (Herbst 1911) den größten Teil ihrer Studenten hier zusammenziehen zu können.

Kaum ins Leben getreten, hat eine wohlthätige Person der Convict-Gesellschaft Lohr schon ein nettes Anwesen übermacht, das „Erholungsheim Geisberg“, Post Kraiburg, Oberbayern. Die früheren Besitzer eines in gesunder Lage (nicht weit von Alt-Detting) gelegenen Hofes hatten auf demselben vor 30 Jahren ein Kirchlein mit einem Klösterchen gebaut, um es einmal für einen guten Zweck herzugeben. Die Mariannhiller Mission hat nun die Verwaltung dieses Anwesens übernommen.

Ein unserer Mission freundlich gesinnter, noch junger Pfarrer, der sich dahin zurückgezogen hat, ist bereit, solche, der Volksschule entwachsene, brave, talentvolle Knaben, mit entschiedener Neigung, sich der Mariannhiller Mission anzuschließen, gegen billige Entschädigung für Wohnung und Verpflegung durch Privatunterricht auf den Eintritt in eine Gymnasial-Klasse hier vorzubereiten. Näheren Aufschluß hierüber erteilt der Missionsprocurator in Würzburg.

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gesentkirchen, Werdohl, Paderborn, Düsseldorf, Krefeld-Dypum, Rath, Salzschlief, Commilingen, Essen, Klein-Framen, Wenholthausen, Weilerwist, Weywerz, Attinghausen, Düsseldorf-Elter,

Eicherscheid, Pommern, Beckta, Bochum, Hensweiler, Dünmerschlohausen, Varel, Wanne, Gieskirchen, Nachen, Wadersloh, Kempen, Bullay, Freund, Viebrich, Frimmersdorf, Heien, Kiedrich, Schöwe, Troisdorf, Niederan, Kautscheid, Oberwinter, Nonnewort, Abreweller, Eicherscheid, Sessart, Miltheim a. Rhein, Kölsdorf, Kutterdorf, St. Eunis, Gachen, Düren, Krefeld, Casselt, Neheim, Affeln, Laar, Wiedenfeld, Garfeln, Weisweiler, Mettingen, Mückhausen, Weste, Habbelrath, Würfelen, Oberwiesener, Güngsburg, Büchenau, Langenbettenbach, Lindenberg, Ottoburen, Eßendorf, Hub, Schafsdorn, Depoltskirchen, Babenhansen, Cham, Hornberg, Drachfelsried, Sanden, Grafenhausen, Schiltigheim, Bettmaringen, Lemlich, Stierstorf, Kottenburg a. L., Motten, Straßdorf, Waldshut, Bergreinfeld, Ueberlingen, St. Christina, Heidenheim, München, Kirberg, Wallenfels, Griesbach, Erstein, Osterwargau, Steppberg, Unfernherren, Seethal, Lindenberg.

### Danksgagungen

gingen ein aus: Waldkirch: dem hl. Josef und hl. Antonius. Detroit. M. W. in St. Düsseldorf. (Brigen, für Erhaltung eines Sohnes, W. Oberhuber.) Osterwargau. Reichthal.

### Gebets-Empfehlungen.

Eine Person, die 30 Jahre an einem chronischen Leiden erkrankt ist. Ein nierentrantes Mädchen. Ein Vater, der seinen Kindern Aergernis gibt. Eine lungenleidende Frau. Eine gelähmte Frau mit ihren kranken Kindern. Ein unglückliches Verhältnis. Um glücl. Operation, 5mal. Um guten Hausverkauf. Um baldigen Eintritt in den Ordensstand, 4mal. Um Friede unter Geschwistern. Mehrere Studenten. Bewahrung vor verleumderrischer Zungen. Augenleidende, 6mal. Seelenleidende. Ungeratene Söhne und Töchter, 16mal. Unglücl. Eheleute. Verhütung von großem Geldverlust. Gute Kindererziehung, 12mal. In Verhütung gegen den Glauben. Einwilligung der Eltern zum Eintritt ins Kloster. Guten Erfolg einer Mission. Gute Generalbeichte und Beharlichkeit. Sinnesänderung der Eltern und Geschwister. Schwere Anliegen, 20mal. Glücl. Examen. Gute Berufswahl. Gute Prüfung. Passende Stellung durch Arbeit, 6mal. Sichtleidende Mutter. Schwaches Kind um gute erste Beichte. Um gute Diensthöten, 16mal. Glücl. Heirat. Trunksüchtige. Frieden mit der Nachbarschaft. Gedeihen der Feldfrüchte. Bewahrung vor Feuer und Hagel. Um Gesundheit, 12mal. Verkauf einer Farm. Glücl. Sterbestunde, 10mal. Förderung des Kirchenbaues in Langenbrunn. Guter Ausgang eines Pensionsverhältnisses. Um Gesundheit, 18mal. Glücl. Entbindung, 20mal. Glücl. Reise, 6mal. Geschiedene Frauen, 4mal. Gutes Examen, 6mal. Bewahrung der Unschuld, 16mal. Befehung von Mädchen, 6mal. Fallsüchtige, 4mal. Glücl. Geschäftsgang, 6mal. Verstorbene, 18mal.

### Memento!

Von unseren Wohlthätern und Mitgliedern unseres Wohlthäters-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Beter empfohlen:

Stefan Eisenburger, Höfen. Alex. und Barb. Fid, Waldassen. Elisabetha Flammann, Heidelberg. Jazilia Wingenfeld, Sechelbach. Barb. Schrenk, Ulm. Alfons Gerber, Friedrichshafen. Josef Reihner, Königshofen. Pfarrer Schmitt, Freinersheim. Babette Steurer, Kesterlohe. Euphrosine Matt, Waldkirch. Josef Weber, Cham. Heinrich Bänung, Haselünne. Michael und Barb. Schmels, Apffelbach. Karlmann und Maria Franziska Schmels, Weismar. Josefina Säuring, Weismar. Bartholomäus Achberger, Lindenberg. Anna Ertle, Rany. Agnes Koch, gent. Keuchen. Heinrich Gauer, Rath. Jung. Mathias Reh. Frau Vogel. Anna Bender. Witwe Eusterichulte. Gerhard Baessens. Wilhelm Kieemper. Bernard Eubbeck, Säblohn. Anna Hetterich, Emmerich. Margaretha All, Nikolaus Weber, Anna Maria Koch, Prim. Maria Waffler, Köln. Kunigunde Danners, Oberhausen. Fräulein Jamben, Merl. Franz Topp, Gelsentkirchen. Pfarrer Forstner, Bonn. Pfarrer Th. Hesse, Friedrichsdorf. Pfarrer Sünkler, Kirchborchen. Pfarrer Wenter, Wadersloh. Pfarrer Hinters, Nettesheim. Pfarrer Kapf, Würfelen. Mathias Würmann, Wiedenbrück. Maria Raaf, Godesberg. Klemens Burs, Paderborn. Nikolaus Schäfer, Oberwelschenbach. Frau Jakobs, Nikolaus Jakobs und Frau Beder, Gilzem. Richard Munker, Lanf. Frau Ahrend, Milte. Wilhelm Ewerz, Hülz. Frau Feldbausch, Brepell. Frau Anna Loewenweich, Nachen II. Anna Dewes, Ochtrup. Jakob Dell, Heinrich Groß, Anton Weil. Katharina Birkenfeld, Katharina, Seth, Elisabeth Schäfer, Elisabeth Wolf, Katharina Krämer, Eva Groß, sämtl. aus Rodenberg. Maria Kimminau, Lawrence, Nebr. Barbara Maier, Gerbrunn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.